

«Die <Schuld> am Kriege»

*Helmuth von Moltkes Aufzeichnungen
vom November 1914 über die Ereignisse am 1.
August 1914*

Helmuth von Moltkes Aufzeichnungen vom November 1914 über die Ereignisse am 1. August 1914.....	4
Einleitung (Marie Steiner)	7
Helmuth von Moltke und Rudolf Steiner	7
Rudolf Steiner Vorbemerkungen zu «Die <Schuld> am Kriege»).....	17
<i>Betrachtungen und Erinnerungen des Generalstabschefs H. von Moltke über die Vorgänge vom Juli 1914 bis November 1914</i>	<i>17</i>
Helmuth von Moltke.....	31
Betrachtungen und Erinnerungen	31
Aus den Aufzeichnungen des Hans von Haefthen zu den Vorgängen am und nach dem 1. August 1914	60
Das <Matin> - Interview.....	64
Neue Tatsachen über die Vorgeschichte des Weltkrieges .	64
<i>Ein Interview des Berichtstatters des «Matin» Jules Sauerwein mit Dr. Rudolf Steiner über die Memoiren des verstorbenen deutschen Generalstabschef von Moltke Oktober 1921, deren Veröffentlichung verhindert wurde.</i>	<i>64</i>
<i>Betörte Menschen.....</i>	<i>68</i>
<i>Die technischen Gründe.....</i>	<i>70</i>
<i>Trübe Vorzeichen.....</i>	<i>71</i>
Nachträgliche Bemerkungen zum «Matin»-Interview	74
Über «Erwiderungen» auf den «Matin»-Artikel	76
Gegen Einwände, die über das «Matin»-Interview gemacht werden.....	88

«Die <Schuld> am Kriege - Moltkes Aufzeichnungen vom November 1914 über die Ereignisse am 1. August 1914» stellt einen Auszug dar aus:

Thomas Meyer (Hrsg.), *Helmuth von Moltke 1848-1916 - Dokumente zu seinem Leben und Wirken*, Bd. 1, Perseus Verlag, Basel 1993, S. 383-403.

Die Textgrundlage ist die eingestampfte Erstausgabe von 1919.

Einleitung *(Marie Steiner)*

Helmuth von Moltke und Rudolf Steiner

*Aus: «Das Goetheanum», 12. Jg., Nr. 10, 5.
März 1933.*

Einige auf Sensation ausgehende Zeitungen haben anlässlich des Todes eines spiritistischen Mediums und der Aufführung des Dramas «Die Marneschlacht» von Cremers sich selbst überboten im Auftischen von Schmähungen, Verzerrungen, Verunglimpfungen. Sie wirbeln durcheinander, derb unverfroren, aber mit umso größerer Arglist, das Trivialste und das Höchste, groteske Auswüchse einer dekadenten Salon-Kultur mit dem ernstesten Zeitenschicksal, die tiefste Tragik des Deutschtums mit albernen feuilletonistischen Knalleffekten. Was tut's, wenn nur die Blätter gut gehen, das Geschäft gemacht wird, gegen die unliebsame Partei ein wie gehofft vernichtender Schlag geführt wird, und die bedeutsamste geistige Persönlichkeit der jüngsten Vergangenheit, Rudolf Steiner, dadurch noch einmal in seiner Wirkung unschädlich gemacht werden könnte. Was kümmert's die Revolverpresse, wenn sie Zur im Unflat wühlen und das ihr nicht Passende zer-treten kann, in welcher Weise sie dadurch das Ansehen der Presse als solcher schädigt, das Ansehen des Journalisten-Standes, des Deutschtums überhaupt, das niemals das Wort prostituieren dürfte, und das in der

ihm durch den Frieden von Versailles auferlegten Demütigung sich darauf besinnen sollte, wie stark es dem Geiste untreu geworden war, wie sehr es seine ureigenste Aufgabe vergessen hat, um endlich im Reiche des der äußeren Machtentfaltung dienenden Lügenspiels, Politik genannt, Schiffbruch zu erleiden. Der gradlinig denkende und verantwortungsvoll fühlende Herr v. Moltke stand beim Ausbruch des Krieges einer versagenden Politik gegenüber, Intrigen umspielten ihn, er stieß überall auf Widerstände an. Und doch war der Stolz Deutschlands, das Heer, das Werk seiner jahrelangen Bemühungen und liebend strengen Pflichttreue. Es wird ihm vorgeworfen, daß er sich für Weltanschauungsfragen interessierte. Eine verpönte Beschäftigung für den verantwortungsvollen Lenker von Völkergeschicken! Und er hat das Verbrechen begangen, Freundschaft und Verehrung zu empfinden für die bedeutendste Kapazität auf diesem Gebiete, Gespräche zu führen über solche dem Militärwesen fern liegende Dinge, wie Philosophie und Metaphysik. Das hätte er sogar gewagt während seines siegreichen Vormarsches im August 1914: ihn verlangte einmal nach Stärkung seiner Seele und Entspannung der Nerven im freundschaftlichen Gespräch mit einem weisen und gütigen Menschen!

Neun Tage vor der Marne-Schlacht war es - in der Zeit der größten Erfolge des deutschen Heeres. Aus den Publikationen der Generäle Dommes und Tappen, die ja am besten wußten, wie die Dinge damals standen, geht hervor, daß Herr v. Moltke in diesen Tagen die Führung voll in der Hand hatte. Ihn abhängig wissen zu wollen von einer Heeres-Sybille ist eine

Schmach, die man in verantwortungslosester Weise seinem Gedächtnis antut^{*}). In den Schriften Rudolf Steiners aber liegen unzählige Beweise dafür vor, daß er das mediale Wesen auf das schärfste ablehnte und immer wieder darauf hinwies, daß mediale Kundgebungen nur in das Chaos und in die Abstumpfung führen können. Am 1. September, also fünf Tage vor der Marne-Schlacht, hielt Rudolf Steiner an seinem Wohnort, in Berlin, einen Vortrag über Menschen- und Völkerschicksale. Er ist erschienen in dem Zyklus «Zeitbetrachtungen» von der Pflicht der Opferwilligkeit sprach er und von der Siegeszuversicht des geistigen Lebens, von der kraftvollen Gelassenheit, durch die der Geist ein wirksames Werkzeug im menschlichen Helfen werden kann.

Nur um Weltanschauungsfragen und menschliche Dinge hatten sich also die Gespräche bewegt, die im Laufe der Jahre hin, und wieder zwischen den zwei Männern stattgefunden hatten, deren Arbeitsgebiete so verschieden waren, die sich aber gegenseitig achteten, und sich nur dann sahen, wenn der General den Philosophen zu sich einlud, nach ihm schickte. Eine merkwürdige Schicksalsgemeinschaft verbindet sie jetzt. Durch böswillige, nach einem Opfer suchende Mächte werden sie zusammengeschmiedet als Zielscheibe für den Haß, der ein Ventil braucht. Nach bekanntem Rezept, damit die Aufmerksamkeit von anderen Dingen abgelenkt würde, geht man auch hier vor:

* Nebenbei gesagt ist der Schreiberin dieser Zeilen, der engsten Mitarbeiterin Rudolf Steiners, der Name Lisbeth Seidler zum ersten Male entgegengetreten in jenen - mit Respekt zu vermelden - Berichten des 8 Uhr Abendblattes. Nie hat sie vorher etwas gehört von einer Lisbeth Seidler oder einer Heeres-Sybillen.

eine geschickte und raffiniert teuflische Mache! Doch solche Machenschaften können auf die Dauer nicht über die Wahrheit siegen. Und die Gestalten dieser zwei Männer, wie verschieden sie auch sind, werden umsomehr dem deutschen Volk einst ein kraftspendender Lebensquell sein können, als Repräsentanten seiner edelsten Eigenschaften: der Pflichttreue und der tatkräftigen Geistigkeit.

Helmuth v. Moltke war zeitlebens dem Spiritismus abhold. Aus Achtung vor der menschlichen Freiheit hat er seine Frau nicht gehindert, ihre den psychischen Phänomenen zugewandte Interessen zu verfolgen. Aber er hat immer davor gewarnt: das können alle bezeugen, die ihn gekannt haben. Und in dem 1922 erschienenen Werke «Erinnerungen, Briefe, Dokumente», herausgegeben von Eliza v. Moltke, finden sich manche Privatbriefen entnommene Stellen, welche dies beweisen. Frau v. Moltke teilte das Interesse für diese Dinge mit unendlich vielen Gliedern der höchsten Kreise in allen Ländern und der regierenden Häuser. Zahlreiche Prinzen und Prinzessinnen, Herzoge, Großfürsten und Großfürstinnen haben sich in ausgiebigstem Maße mit Spiritismus beschäftigt; aber auch das bürgerliche Publikum in ungeheurer großer Zahl -, selbst Kommunisten - wird doch auch von Lenin behauptet, daß er sein - Medium und seinen chinesischen Okkultisten gehabt hätte.

All diesen Dingen gegenüber war und ist Aufklärung nötig – und diese brachte unserer dekadenten Zeit in wissenschaftlicher Weise Rudolf Steiner. Die Menschheit braucht diese Aufklärung, sonst versinkt sie in

einen Wust von Aberglauben und vermaterialisiert durch den Spiritismus auch den Geist. Das tut dieser Spiritismus, dem ja auch Gelehrte anhängen, und den zu erkennen ihre psychische Forschung nicht gewachsen ist. So treibt er seine Auswüchse, die sich nie durch Gewalt, sondern nur durch Aufklärung werden beseitigen lassen.

Diese Aufklärung ist sehr unliebsam den Mächten, die in allerlei Geheimbünden und offiziell anerkannten, aber geheim arbeitenden Organisationen tatsächlich heute für politische Zwecke und Partei-Interessen arbeiten. Auch hier ist Aufklärung nötig, ein Wissen von den Dingen und ihren Zusammenhängen, nicht ein Schwätzen von «überstaatlichen Mächten», mit der Tendenz, alles der eigenen Wahnidee anzupassen und den Funken der Wahrheit in Lügenorgien zu ersticken.

Goethe hätte Schillers Vergiftung zugelassen (so sagen solche Vertreter der «Wahrheit») und hätte Deutschland verraten! Warum soll man nicht auch Rudolf Steiner ähnliches zuschreiben! Er hat ja hin und wieder mit Jules Sauerwein gesprochen: das ist der schlagende Beweis!

Ein Philosoph und Naturwissenschaftler, der als Redner in die verschiedensten Länder eingeladen wird, knüpft mancherlei Beziehungen an: es geschieht auch, daß er mit Journalisten bekannt wird. Jules Sauerwein war lange vor dem Kriege mit Rudolf Steiner bekannt geworden. Im Sommer 1907 hatte er sich Schure gegenüber sehr anerkennend ausgesprochen über die deutsche Darstellung des eleusinischen Dramas von Eduard Schuré in München durch Mitglieder der an-

throposophisch orientierten Gesellschaft für Geisteswissenschaft. Der Autor der «Großen Eingeweihten» war ein Freund und begeisterter Anhänger Rudolf Steiners. Er hatte sich mit wärmsten Worten der Verehrung für ihn eingesetzt, und auch Rudolf Steiner hatte in Worten, die ihm von Herzen kamen, erwidert; das Freundschaftsband schien ein festes, denn es war geistgegründet. Da kam die Kriegspsychose und erschütterte auch dieses. Rudolf Steiners «Gedanken während der Zeit des Krieges», welche in ganz unpolitischer Weise die positiven Seiten des Deutschtums in schönes Licht stellten, erregten die chauvinistische Rage des Franzose gewordenen Elsässers Schuré, an dem der Makel haftete, einst enthusiastische Bücher geschrieben zu haben über das deutsche Lied, über Wagner, dessen Freund und gelegentlicher Hausgast er in seiner Jugend gewesen ist. Vom Deutschenhaß und Kriegsfieber nun gepackt, lag ihm daran, sich von allen Sympathien, die er für deutschen Geist und deutsche Menschen einst gehabt hatte, rein zu waschen, und er scheute sich nicht, einen wütenden Angriff auf den Pangermanisten Rudolf Steiner loszulassen, zu behaupten, daß man ihn, Schuré, für das Deutschtum hätte einfangen wollen. Die Zeitungen bemächtigten sich schnell auch dieser Ergüsse. In Deutschland aber wird Rudolf Steiner als Freund Frankreichs hingestellt, der gegen Deutschland arbeitet.

In welcher Weise Rudolf Steiner während der Kriegsjahre für die Anerkennung des deutschen Geistes und deutschen Wesens gewirkt hat, beweisen am besten die Vorträge, die er vor allem in Berlin, aber auch in anderen Städten gehalten hat und die erschienen

sind zum Teil in der Schriftenreihe «In schicksaltragender. Zeit», zum Teil in der Zeitschrift «Anthroposophie». Wir bedauern tief, daß sie noch nicht alle haben erscheinen können und werden versuchen, deren Herausgabe zu beschleunigen.

Nun die unerhörte Tatsache:

Rudolf Steiner hat einmal mit dem bekannten Journalisten Jules Sauerwein in Form eines Interviews gesprochen.

Alle hervorragenden Männer unserer Zeit werden um Interviews ersucht. Rudolf Steiner hat sich dem meistens entzogen, aber einmal sah er es als seine Pflicht an, das, was er durch die Gespräche mit Herrn v. Moltke nach dessen Rücktritt wußte - nie war vorher von militärischen Dingen zwischen ihnen gesprochen worden - der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Die Deutschland aufgebürdete Schuld am Kriege stand dadurch in einem anderen Lichte da, wurde nichtig. Andererseits konnte die Rettung für Deutschland nur in der Erkenntnis der realen Tatsachen liegen. Was 1919 im Vorwort zu dem damals zurückgezogenen, aber 1922 erschienenen Memorandum Moltkes «Die ‹Schuld› am Kriege» gesagt worden war für die deutsche Öffentlichkeit, bildete den Inhalt des Gesprächs mit Jules Sauerwein. In der Zeitschrift «Dreigliederung des sozialen Organismus» wurde dies Gespräch wiedergegeben.

Diejenigen, die diese Einstellung nicht gelten lassen wollten, machten ihre Einwände. Rudolf Steiner hat darauf in seiner üblichen ruhigen und sachlichen Weise in jener Zeitschrift geantwortet.

Das Memorandum aber, die Aufzeichnungen des Herrn v. Moltke über die ersten Stunden und Tage nach Ausbruch des Krieges, sind erschienen, in dem Buche: «Generaloberst Helmuth von Moltke - Erinnerungen, Briefe, Dokumente 1877 bis 1916 - Herausgegeben und mit einem Vorwort versehen von Eliza von Moltke; geb. Gräfin Moltke-Huitfeldt». 1919 wurde die erste Veröffentlichung der mit dem Vorwort von Rudolf Steiner schon gedruckten Broschüre durch drängende Einwirkung auf Frau v. Moltke verhindert. Drei Jahre später hat sie sich anders besonnen und brachte das irre November 1916 in Homburg von Moltke niedergeschriebene Memorandum in einem größeren Werke unter, das zugleich viele Auszüge aus Briefen des Herrn v. Moltke enthält und die auf seine letzte Lebenszeit bezüglichen Dokumente. Es ist ein erschütterndes Buch. Doch tritt die tief sympathische menschliche Gestalt des Generalobersten da so stark in den Vordergrund, daß den Aufzeichnungen der Schicksalstage dadurch vielleicht etwas von ihrer Wucht genommen wird. Von ergreifender Tragik ist auch das aus den knappen Briefen und Telegrammen entstehende Bild der letzten Lebenszeit des Generalobersten, der gegen Widerstände bis zuletzt kämpfend, bemüht ist, die Hungersnot von seinem Volke abzuwenden, und an jenem Tage seinen Geist aushaucht, an welchem er seinem toten Freunde, dem Feldmarschall von der Goltz, das Geleitwort an der Bahre spricht.

Was unsere Zeit am meisten braucht, ist der Einblick in die hinter den äußeren Erscheinungen der Weltereignisse treibenden Kräfte. Und dazu kann ihr das Studium der Geisteswissenschaft die nötigen

Grundlagen geben. Es ist nicht mehr möglich, die Schäden unserer Zeit zu überwinden, ohne diesen Schritt zu vollziehen: Erkenntnis, Bewußtsein dessen, was als innere Entwicklungsimpulse in der Menschheit vorhanden ist, Anerkennung des von den größten deutschen Geistern bereits erkannten Gesetzes der wiederholten Erdenleben, durch welches das menschliche und geschichtliche Werden erst seine Erklärung bekommt, seinen tiefen Sinn uns aufdeckt. Der sogenannte Zufall bringt es mit sich, daß gerade jetzt die Vorträge veröffentlicht werden, die Rudolf Steiner im Herbst 1916 über die geistigen Hintergründe der menschlichen Geschichte vor Mitgliedern der Anthroposophischen Gesellschaft gehalten hat. Sie werden als eine Serie von mehreren Bänden unter dem Titel «Kosmische und menschliche Geschichte» erscheinen. Bedeutsamstes enthalten sie auch über das Wesen und die Wirkensart der Geheimgesellschaften; Licht gießen sie über eine solche rätselhafte Gestalt wie die der Blavatzky, Aufklärung bringen sie über den Spiritismus und zeigen, wie Rudolf Steiner vor seinen Schäden gewarnt hat und uns die Möglichkeit gibt zu verstehen, was da eigentlich vor sich geht.

Nicht durch Dumpfheit werden wir aus der Krise der Gegenwart uns retten. Nur indem wir begreifen lernen, was in der Welt vor sich geht, und wie unser Verstandedenken zu nächst nur einen kleinen Kreis umfaßt dessen, was ist. Daß dieser Kreis immer größer werde, dazu hat das deutsche Volk Gewaltiges beizutragen. Die Grenzen der gegenwärtigen Erkenntnis zu durchbrechen ist seine Aufgabe und damit zugleich; den Verfall der gegenwärtigen Zivilisation in einen Aufstieg

zu neuer Kraftentfaltung zu wandeln. Kann man einem Volke größere Ziele weisen? Kann es in schönerer Weise der Menschheit dienen?

* * *

Rudolf Steiner
Vorbemerkungen zu «Die <Schuld> am
Kriege»¹⁾

Betrachtungen und Erinnerungen des Generalstabschefs
H. von Moltke über die Vorgänge vom Juli 1914 bis
November 1914

Mai 1919

Das deutsche Volk muß sich der Wahrheit über den Kriegsausbruch gegenübergestellt sehen. Kraft zu dem Handeln, das ihm jetzt notwendig ist, kann es aus dieser Wahrheit schöpfen. Der Ernst der gegenwärtigen Lage gebietet, *alle* Bedenken zu unterdrücken, die von der einen oder andern Seite erhoben werden gegen die Enthüllung der Ereignisse, die in Deutschland dem Beginn des Krieges vorangegangen sind.

Mit dieser Veröffentlichung soll ein Beitrag zur Darstellung der Wahrheit über diese Ereignisse gegeben

¹ Die im Mai 1919 fertiggestellte Broschüre trug den Titel *Die «Schuld» am Kriege - Betrachtungen und Erinnerungen des Generalstabschefs H. v. Moltke über die Vorgänge vom Juli 1914 bis November 1914*. Sie wurde vom «Bund der Dreigliederung des sozialen Organismus» herausgegeben, «eingeleitet in Übereinstimmung mit Frau Eliza v. Moltke durch Rudolf Steiner». Steiners Vorwort datiert vom Mai 1919. Über die Genese des Entschlusses, diese Aufzeichnungen Moltkes herauszugeben, siehe *Helmuth von Moltke 1848-1916-Dokumente zu sei nem Leben und Wirken*, Band 2, Hinweise zu den Seiten 76 und 80. Vgl. auch Hans Kühn, *Dreigliederungszeit*, Dornach 1978.

Die Anmerkungen wurden aus dem Buch: Helmuth von Moltke 1848-1916 - Dokumente zu seinem Leben und Wirken, Band 1, Basel 1993, von Thomas Meyer, übernommen.

werden. Er rührt von dem Manne her, der Ende Juli und Anfang August 1914 im Mittelpunkt dessen gestanden hat, was in Berlin damals geschehen ist, dem Chef des Generalstabes, dem Generalobersten *Helmut von Moltke*. Man wird aus dem Beitrag ersehen, wie stark von diesem Manne behauptet werden darf, daß er im Mittelpunkte dieser Ereignisse gestanden hat.

Die Witwe des Herrn von Moltke, Frau Eliza von Moltke, erfüllt eine ihr von der Geschichte auferlegte Pflicht, indem sie diese Aufzeichnungen der Öffentlichkeit nicht vorenthält. Wer sie liest, wird wohl die Meinung gewinnen können, daß sie das wichtigste historische Dokument sind, das in Deutschland über den Beginn des Krieges gefunden werden kann.

Die Stimmung kennzeichnen sie, aus der in militärischen Kreisen der Krieg für unvermeidlich gehalten worden ist. Die militärischen Gründe legen sie dar, aus denen heraus er diejenige Entfaltung in seinem Anfange genommen hat, die dem deutschen Volke die Verurteilung der ganzen Welt gebracht hat.

Die Welt will ein ehrliches Wahrheitsbekenntnis des deutschen Volkes. Hier hat sie eines, niedergeschrieben von dem Manne, dessen Aufzeichnungen in jedem Satze das Gepräge der Ehrlichkeit tragen, der - man wird es aus den Aufzeichnungen ersehen - in dem Augenblicke, als er schrieb, gar nichts anderes wollen

konnte, als die lauterste subjektive Wahrheit seiner Feder entströmen lassen.

Und *diese* Wahrheit: sie ergibt, recht gelesen, die restlose Verurteilung der deutschen Politik. Eine Verurteilung, die schärfer nicht sein könnte. Eine Verurteilung, die auf noch ganz andere Dinge hinweist, als diejenigen sind, die bei Freund und Feind angenommen werden.

Nicht die eigentlichen Ursachen des Krieges wird man in diesen Aufzeichnungen geschildert finden. Diese sind in Ereignissen zu suchen, welche natürlich weit zurückreichen. Aber zur rechten Beleuchtung dieser Ereignisse führt, was Ende Juli 1914 geschehen ist. Das Zusammenbrechen des Kartenhauses, das deutsche Politik genannt worden ist, zeigt sich in dieser Beleuchtung. Personen sieht man an dieser Politik beteiligt, bei denen jeder Beweis, daß sie den Krieg haben vermeiden wollen, überflüssig ist. Man kann ihnen ruhig glauben, daß sie den Krieg haben vermeiden wollen. Er hätte nur vermieden werden können, wenn *sie* niemals hätten auf ihre Posten kommen können. Nicht, was sie getan haben, hat zur Herbeiführung des Unheils beigetragen, sondern das ganze Wesen ihrer Persönlichkeiten.

Es ist erschütternd, in diesen Aufzeichnungen zu lesen, wie deutsches militärisches Urteil deutschem politischem Urteil im entscheidenden Augenblicke gegenü-

bersteht. Das politische Urteil steht ganz außerhalb jeder Beurteilungsmöglichkeit der Lage, steht im Nullpunkte seiner Betätigung, und es ergibt sich eine Situation, über welche der Generalstabschef schreibt: «Die Stimmung wurde immer erregter und *ich stand ganz allein da.*»

Man bedenke doch, was in diesen Aufzeichnungen steht von diesem Satze an bis zu dem andern: *<Nun können Sie machen> was Sie wollen.*»

Ja, so war es: Der Chef des Generalstabes *stand ganz allein da*. Weil die deutsche Politik im Nullpunkte ihrer Betätigung angekommen war, lag Europas Schicksal am 31. Juli und am 1. August 1914 in der Hand des Mannes, der *seine militärische Pflicht tun mußte*. Der sie tat mit blutendem Herzen.

Wer beurteilen will, was da geschehen ist, der muß sachgemäß, ohne Voreingenommenheit die Frage sich vorlegen; wodurch ist es gekommen, daß Ende Juli 1914 in Deutschland keine andere Macht da war, über das Schicksal des deutschen Volkes zu entscheiden, als allein die militärische? War es einmal so, dann war der Krieg für Deutschland eine Notwendigkeit. Dann war er eine europäische Notwendigkeit. Der Generalstabschef, der «allein dastand», konnte ihn nicht vermeiden.

Wie auf die Spitze des militärischen Urteiles in den Zeiten, die dem Kriegsausbruch vorausgingen, alles in

Deutschland gestellt war, das zeigt der unglückselige Einfall in Belgien, der eine «militärische Notwendigkeit» und eine politische Unmöglichkeit war. Der Schreiber dieser Zeilen hat Herrn von Moltke, mit dem er jahrelang befreundet war, im November 1914 gefragt: Wie hat der Kaiser über diesen Einfall gedacht? Und es wurde geantwortet: Der hat vor den Tagen, die dem Kriegsausbruch vorangingen, nichts davon gewußt. Denn bei seiner Eigenart hätte man befürchten müssen, daß er die Sache aller Welt ausgeschwätzt hätte. Das durfte nicht geschehen, denn der Einfall konnte nur Erfolg haben, wenn die Gegner unvorbereitet waren. - Und wußte der Reichskanzler davon? Ja, der wußte davon.

Diese Dinge *darf* heute nicht verschweigen, wer sie weiß, auch wenn er sie noch so ungerne mitteilt. Nur zum Überflusse will ich bemerken, daß ich, nach der ganzen Art meiner Aussprachen mit Herrn von Moltke, nicht die geringste Verpflichtung habe, diese Dinge zu verschweigen, und daß ich weiß, ich handle in seinem Sinne, wenn ich sie mitteile. Sie zeigen, wie die deutsche Politik in den Nullpunkt ihrer Betätigung hineintrieb.

Man *muß* auf diese Dinge weisen, wenn man von der «Schuld» des deutschen Volkes sprechen will. Diese «Schuld» ist doch von ganz besonderer Art. Es ist die Schuld eines gänzlich unpolitisch denkenden Volkes, dem die Absichten seiner «Obrigkeit» durch undurchdringliche Schleier verhüllt worden sind. Und das

aus seiner unpolitischen Veranlagung heraus gar nicht ahnte, wie die Fortsetzung seiner Politik der Krieg werden mußte.

Unbegreiflich muß es ja auch erscheinen, daß an offizieller Stelle sogar einige Zeit vor dem Kriege von einer Persönlichkeit Worte gesprochen worden sind, aus denen man schließen mußte, daß in Deutschland *nicht* die Absicht bestehe, die belgische Neutralität jemals zu verletzen, während Herr von Moltke mir ebenfalls im November 1914 sagte, daß diese Persönlichkeit von der Absicht, durch Belgien zu marschieren, gewußt haben müßte.

Die Frage, ob das deutsche Volk im Jahre 1914 in den Kriegsausbruch hätte verhindernd eingreifen können: sie beantworten diese Aufzeichnungen restlos. Weit zurück hätten die Taten liegen müssen, durch die bewirkt hätte werden können, daß die Ereignisse dieses Jahres Deutschland in einem anderen Zustande angetroffen hätten, als er da gewesen ist. Nachdem dieser Zustand einmal da war, konnte anderes nicht geschehen, als geschehen ist. So muß das deutsche Volk heute sein Schicksal ansehen. Und aus der Kraft, die ihm diese Einsicht gibt, muß es seinen weiteren Weg finden. Die Ereignisse *während* der furchtbaren Kriegskatastrophe beweisen dies nicht minder, als die in diesen Aufzeichnungen über den Kriegsbeginn enthaltenen. Doch ich habe hier nicht *darüber* zu sprechen; denn mir obliegt es hier nur, diese Aufzeichnungen einzuleiten.

Man sieht aus den Aufzeichnungen, daß nicht die Annahme, Frankreich oder England werde die belgische Neutralität verletzen, wenn dies nicht Deutschland tun werde, das Maßgebende war, sondern die andere, daß Frankreich hinter seiner starken Ostfront einen Defensivkrieg führen werde, der vermieden werden sollte. Dieser Ausgangspunkt bestimmte für Deutschland die ganze Gestaltung des Krieges schon seit vielen Jahren. Und dieser Ausgangspunkt mußte die Entscheidung auf die Spitze des militärischen Urteiles stellen, wenn nicht seit ebenso langer Zeit von einer Politik daran gearbeitet wurde, für eine solche Entscheidung andere Kräfte ins Feld führen zu können. Das ist nicht geschehen. Man hatte einer Entwicklung entgegengetrieben, die im entscheidenden Augenblicke notwendig machte, jedes politische Urteil vor dem militärischen zurücktreten zu lassen. Hinter dem, worauf die Aufzeichnungen an diesem Punkte weisen, liegt das eigentlich Maßgebende. Der Aufruf «an das deutsche Volk und an die Kulturwelt» hat darauf hingewiesen. Das Deutsche Reich war «in den Weltzusammenhang hineingestellt ohne wesenhafte, seinen Bestand rechtfertigende Zielsetzung». Diese Zielsetzung hätte nicht so sein dürfen, daß nur militärische Macht sie zu tragen hatte, konnte überhaupt nicht auf *Machtentfaltung* im äußeren Sinne gerichtet sein. Sie konnte nur auf die *innere* Entwicklung seiner Kultur gerichtet sein. Durch eine solche Zielsetzung hätte Deutschland niemals sein Wesen aufzubauen gebraucht auf Dinge, die es in Konkurrenz und dann in offenen Konflikt bringen mußten mit anderen Reichen, denen es in der Entfaltung der äußeren

Macht doch unterliegen mußte. Ein Deutsches Reich hätte eine von dem äußeren Machtgedanken absehende Politik, eine wahre Kulturpolitik entwickeln müssen. Es hätte niemals dürfen gerade in Deutschland der Gedanke aufkommen, daß ein «unpraktischer Idealist» ist, wer diese Kulturpolitik für die einzig mögliche hält. Denn alle Machtentfaltung mußte wegen der allgemeinen Weltlage schließlich sich verwandeln in die rein militärische Macht; und dieser durfte das Schicksal des deutschen Volkes nicht allein anheimgestellt werden.

In schlichter Art erzählt in diesen Aufzeichnungen die maßgebende Persönlichkeit, was sie Ende Juli und Anfang August 1914 erlebt und getan hat; und diese Erzählung wirft ein helles Licht auf die Tragik des deutschen Schicksals. Sie zeigt, «wie die deutsche Politik damals sich als die eines Kärtenhauses verhielt, und wie durch ihr Ankommen im Nullpunkt ihrer Betätigung alle Entscheidung, *ob* und *wie* der Krieg zu beginnen war, in das Urteil der militärischen Verwaltung übergehen *mußte*. Wer maßgebend in dieser Verwaltung wär, konnte damals aus den militärischen Gesichtspunkten heraus *nicht anders handeln*> als gehandelt worden ist, weil von *diesen* Gesichtspunkten aus die Situation nur so gesehen werden konnte, wie sie gesehen worden ist. Denn außer dem militärischen Gebiet hätte man sich in eine Lage gebracht, die zu einem Handeln gar nicht mehr führen konnte.»²⁾

² Anmerkung R. Steiners: «Vgl. des Verfassers 'Kernpunkte der sozialen Frage, Verlag Greiner & Pfeiffer, Stuttgart 1919'.»

Der vollgültige Beweis dafür liegt in den Aufzeichnungen Helmuth von Moltkes. Ein Mann spricht da, der den «kommenden Krieg» als das größte Unglück des deutschen, ja der europäischen Völker ansah; dem er so jahrelang vor der Seele gestanden hat und der im entscheidenden Augenblicke davor steht: seine militärische Pflicht zu verletzen, wenn er den Kriegsbeginn auch nur um Stunden hinausschieben läßt. Ich habe durch viele Jahre vor dem Kriege gesehen, wie dieser Mann den höchsten geistigen Ideen mit inbrünstiger Sehnsucht zugewandt war, wie seine Gesinnung eine solche wär, daß das kleinste Leid eines jeden Wesens ihm herzlich nahe ging; ich habe ihn viele Dinge sprechen gehört; kaum irgend etwas Erhebliches über militärische Dinge. Wahrhaftig nicht *er*, sondern die militärische Denkart *durch* ihn spricht aus einem Satze wie dem folgenden der Aufzeichnungen: «Die höchste Kunst der Diplomatie besteht meiner Ansicht nach nicht darin, den Frieden unter allen Umständen zu erhalten, sondern darin, die politische Lage des Staates dauernd so zu gestalten, daß er in der Lage ist, unter günstigen Voraussetzungen in einen Krieg eintreten zu können.» Und wie überschattet militärisches Denken die Aufklärungen, die sich Helmuth von Moltke gewissermaßen beim Niederschreiben dieser Aufzeichnungen selbst gibt über die geschichtliche Entwicklung der Menschheit und Europas.

Man wird verstehen, warum aus solchen Voraussetzungen heraus in diesen Aufzeichnungen der Satz steht: «Deutschland hat den Krieg nicht herbeigeführt,

es ist nicht in ihn eingetreten aus Eroberungslust oder aus aggressiven Absichten gegen seine Nachbarn. - Der Krieg ist ihm von seinen Gegnern aufgezwungen worden, und wir kämpfen um unsere nationale Existenz, um das Fortbestehen unseres Volkes, unseres nationalen Lebens.»³) Ich konnte nie einen ändern Eindruck haben, als dieser innerlich so vornehme Mann hätte lange vor dem Kriege seinen Abschied genommen, wenn er sich über den «kommenden» von ihm für unvermeidlich gehaltenen Krieg hätte etwas anderes sagen müssen als das in den obigen Sätzen ausgedrückte. So wie die Verhältnisse lägen, konnte militärisches Denken in Deutschland zu einem ändern Urteil nicht kommen. Und durch dieses Urteil war es *verurteilt*, sich in Konflikt mit der ganzen übrigen Welt zu bringen. Aus dem Unglück wird das deutsche Volk lernen müssen, daß sein Denken in der Zukunft ein anderes sein muß. Militärisch mußte der Krieg für notwendig gelten, politisch war er nicht zu rechtfertigen, nicht zu verantworten und aussichtslos.

Wie tragisch ist es doch, daß ein Mann sich zu einer Tat wenden *muß*, deren Verantwortung ihm das Herz bluten macht, die er als seine heilige Pflicht betrachten muß; und die außerhalb Deutschlands als moralische Verfehlung, als beabsichtigtes Herbeiführen des Krieges aufgefaßt werden *mußte*. So stoßen die Weltereignisse in einer Lebenssphäre aufeinander, wo die Idee

³ Vgl. dazu Rudolf Steiners Charakteristik der Kriegsziele der verschiedenen europäischen Völker am 31.10.1914 (GA 157). In Bezug auf die Art, wie der Deutsche strebt resp. kämpft, heißt es: «Man kämpft um die *Existenz* oder etwas, was mit der *Existenz* zusammenhängt.»

der «Schuld» in ein ganz anderes Licht gerückt werden müßte, als dies jetzt von allen Seiten so häufig geschieht.

Man hat von den deutschen «Kriegshetzern» gesprochen. Und mit Recht, sie waren da. Man hat davon gesprochen, Deutschland habe den Krieg nie gewollt. Und mit Recht. Denn das deutsche Volk hat ihn nicht gewollt. Aber die «Kriegshetzer» hätten den Krieg in den letzten Tagen nicht wirklich herbeiführen können; ihre Bemühungen wären in eine Sackgasse eingelaufen, wenn ihn militärisches Denken nicht hätte für notwendig halten müssen. In den Aufzeichnungen steht doch der Satz: «Ich habe die Überzeugung, daß der Kaiser die Mobilmachungsordre überhaupt nicht unterzeichnet haben würde, wenn die Depesche des Fürsten Lichnowsky eine halbe Stunde früher angekommen wäre». Die politische Stimmung war *gegen* den Krieg; allein diese politische Stimmung war zur Null geworden gegenüber den militärischen Erwägungen. Und zur Null war sie selbst geworden gegenüber der Frage, *wie* man gegen Osten oder gegen Westen vorgehen solle. Das hing gar nicht von der politischen Lage des in Betracht kommenden Zeitpunktes, sondern von militärischen Vorbereitungen ab. Man hat auch viel gefabelt von einem Kronrat oder dergleichen, der am 5. Juli in Potsdam abgehalten worden sein soll, und der den Krieg planvoll soll vorbereitet haben. Nun, Herr von Moltke, in dessen militärischen Willen Ende Juli die Entscheidung gelegt war, ging noch im Juni zur Kur nach Karlsbad; er kam von da erst gegen Ende Juli zurück. Er hat

bis zu seinem Lebensende *nichts* von einem solchen Kronräte gewußt. Er hat die Entscheidung rein aus militärischen Gesichtspunkten herbeigeführt. Gewiß, was sich im Juli 1914 in der europäischen Lage zum Ausdruck brächte und was schließlich die Grundlage dafür abgab, daß die militärischen Erwägungen so ausfielen, wie sie ausgefallen sind: es geht auf Ereignisse zurück, die durch Jahre liefen. An diesen Ereignissen tragen viele deutsche Persönlichkeiten die Schuld; aber sie haben diese Ereignisse herbeigeführt, weil sie das Wesen Deutschlands in äußerer Macht- und Glanzentfaltung sähen; nicht weil sie zum Kriege «hetzen» wollten. Und diejenigen, welche zum Kriege hetzten: mit ihnen wäre in den verhängnisvollen Julitagen die politisch friedliche Stimmung fertig geworden; ihre Bestrebungen wären blind ausgelaufen, wenn nicht nach dem 26. Juli die Dinge eingetreten wären, welche in Deutschland die Kette der unmittelbaren Kriegsursachen von vorne an geschmiedet haben. Auf Herrn von Moltke lag die Entscheidung; und er hätte - das geht aus den Aufzeichnungen hervor - mit irgendwelchen Kriegshetzern nichts zu tun. Wie oft konnte ich, nach seiner Verabschiedung, aus seinem Munde Worte hören, die deutlich sagten: nie hätte man auf Kriegshetzer gehört, aus welchem Lager sie auch gekommen wären. Gefragt um Bernhardi⁴), hätte er nur jene Abweisung, die deutlich besagte: der hätte Bücher schreiben können, wieviel er gewollt hätte: auf dergleichen hat bei uns nie jemand gehört, auf den es ange-

⁴ Bernhardi, Friedrich von (1849-1930), preußischer General und Militärschriftsteller, verfaßte 1912 *Deutschland und der nächste Krieg*.

kommen ist. So etwas schriebe ich hier nicht hin, wenn die Aufzeichnungen nicht das volle Recht dazu gäben; und wenn mir dieses Recht nicht auch zahlreiche Gespräche mit Herrn von Moltke während des Krieges gäben. - Vorher hat er, wie schon erwähnt, über Militärisches kaum etwas mit mir gesprochen. - Ich weiß, durch wie viele Kanäle solche Stimmungen wie die Bernhardischen auch auf die maßgebenden Persönlichkeiten übergehen können, und wie maßgebend solche sein können, die nicht an den «maßgebenden» Stellen stehen. Aber Herr von Moltke war maßgebend; und was er tat, stammte aus seiner unbeeinflußten Überzeugung. - Man kann von aller - durchaus hier nicht geleugneten - Kriegshetzerei absehen: die *unmittelbare* Ursachenströmung, die in die Kriegserklärungen Deutschlands auslief, setzte mit den Urteilen ein, die nach seiner Ankunft in Berlin Herr von Moltke sich vom rein militärischen Gesichtspunkte aus der europäischen Situation heraus gebildet hat. Alles andere, das man unter die *unmittelbaren* Kriegsveranstaltungen zählen will, verlief blind und hätte nicht zu dem führen können, was geworden ist.

Damit sind die Aufzeichnungen der vollgültige Beweis dafür, daß *nicht* das militärische Urteil als solches und *nicht* das völlig unzulängliche politische Urteil 1914 von deutscher Seite her den Krieg veranlaßt hat, sondern die Tatsache, daß keine deutsche Politik vorhanden war, welche die *Ausschließlichkeit* des militärischen Urteiles verhindern konnte. Nur durch eine solche Politik hätte im Jahre 1914 anderes geschehen

können, als geschehen ist. So sind diese Aufzeichnungen eine furchtbare Anklage dieser Politik. Dieses Erkenntnis darf nicht verborgen bleiben.

Man wird gegen die Veröffentlichung dieser Aufzeichnungen vielleicht einwenden wollen, es stehe am Schlusse der Satz: «Sie sollen nur für meine Frau bestimmt sein und dürfen niemals der Öffentlichkeit bekannt werden.» Das hat Herr von Moltke im November 1914 in Homburg geschrieben, wo diese Niederschrift entstanden ist. Es steht in diesen Mitteilungen nichts, was ich nicht im November und später von Herrn von Moltke gehört habe und wofür ich niemals eine Verpflichtung des Verschweigens auferlegt erhielt. Im Gegenteil: ich würde meine Pflicht gegen die notwendige Mitteilung dessen, was nicht verschwiegen werden darf, verstoßen, wenn ich auch jetzt noch mit dem von mir Gewußten zurückhielte. Ich *müßte* sagen, was in diesen Mitteilungen steht, auch wenn sie nicht vorhanden wären; und *könnte* es sagen, denn ich kannte die Dinge *alle*, bevor ich die Aufzeichnungen gelesen hätte. Und Frau von Moltke zeigt durch die Veröffentlichung, daß sie Verständnis hat für geschichtliche Pflichten; und sie weiß aus der schweren seelischen Leidenszeit, die für ihren Mann mit seiner Verabschiedung begann, daß sie mit der Veröffentlichung in seinem Sinne und nicht gegen seinen Sinn handelt.⁵⁾ Dieser Mann hat Unsägliches gelitten. In seiner Seele lebte er jede Schwingung im Kriegsschicksale seines Volkes bis zu

⁵ entfällt

seinem Tode mit. Und so werden die Worte, die Aufzeichnungen sollen nur «für meine Frau bestimmt sein», zum Beweise für die absolute Ehrlichkeit und Lauterkeit des Niedergeschriebenen. Im Augenblicke des Niederschreibens glaubte dieser Mann, daß er nur für seine Frau schreibe: wie konnte das geringste Unlautere in die Aufzeichnungen einfließen! Das sage ich nur der Öffentlichkeit gegenüber, denn ich habe den Mann gekannt, von dessen Lippen eine subjektive Unwahrheit niemals gekommen ist.

Warum sind diese Aufzeichnungen nicht früher bekannt geworden? So wird man vielleicht fragen. Oh, man hat sich lange genug bemüht, sich für ihren Inhalt Gehör zu verschaffen bei denen, die ihn hätten hören sollen, um ihrem Handeln die Richtung zu geben. Man *wollte* ihn nicht hören. Man interessierte sich nicht dafür. Das gehörte nicht zum «Ressort». *Jetzt* muß ihn die Öffentlichkeit kennenlernen.

Geschrieben zu Stuttgart, Mai 1919

Rudolf Steiner

Helmuth von Moltke

Betrachtungen und Erinnerungen

Der europäische Krieg des Jahres 1914 kam dem nicht unerwartet, der ohne diplomatische Befangenheit

in die Welt blickte. Seit Jahren stand er wie eine Wetterwolke am politischen Himmel, die gespannte europäische Lage drängte nach Entladung, und es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß der Konflikt zwischen zwei europäischen Großstaaten den Krieg fast des gesamten Europas entfesseln werde. Das mußte schon die Folge der zwischen den Angehörigen der beiden Mächtegruppen abgeschlossenen Verträge und Vereinbarungen sein, die im Kriegsfall Staat an Staat banden. Es war sicher, daß Deutschland aktiv an einem Kriege teilnehmen werde, der die Existenz der österreichisch-ungarischen Monarchie ernstlich bedrohte, und ebenso sicher, daß Frankreich an der Seite Russlands stehen werde. Seit Jahren stand die Entente dem Dreibund feindlich gegenüber. Dass letzterer bei der Probe des Ernstfalles versagen, daß Italien seinen bindenden Verpflichtungen nicht nachkommen werde, war allerdings nicht zu erwarten. Noch im Vorjahr des Krieges waren die schon früher bestehenden Abmachungen zwischen Italien und Deutschland revidiert und erneuert worden, noch im Frühjahr 1914 waren diese Abmachungen in bindender Form erneut festgelegt. Italien hatte sich verpflichtet, im Falle des Krieges zwischen Deutschland und Frankreich 2 Kavallerie-Divisionen und 3 Armeekorps Deutschland zur Verfügung zu stellen; der als Führer dieser Hilfstruppen bestimmte General Zuccari hatte mich in Berlin aufgesucht, der Transport der Truppen war unter Mitwirkung des österreichischen Generalstabes ausgearbeitet. Alles war genau besprochen. Ebenso war ein Marineabkommen zwischen Deutschland, Italien und Österreich formell abgeschlossen und unterzeichnet, nachdem eine ge-

meinsame Aktion der österreichischen und italienischen Flotte unter Hinzutritt der bei Ausbruch des Krieges im Mittelmeer anwesenden deutschen Schiffe stattfinden sollte. Alle diese Abmachungen waren so klar und so bindend getroffen, daß ein Zweifel an der Bundestreue Italiens kaum entstehen konnte. Die darüber entstandenen Aktenstücke, die von italienischer Seite namens der Regierung abgegebenen Erklärungen, die die Zustimmung des Königs erhalten hatten, liegen in unseren Archiven.

Trotzdem hat Italien sein Wort gebrochen. Es erklärte seine Neutralität und setzte sich gleichmütig Viper alle Verträge hinweg. Ein schmälicherer Wortbruch ist vielleicht in der Geschichte nicht zu finden. Deutschland und Österreich standen allein, als der Krieg ausbrach.

Die englische Diplomatie hatte es verstanden, sich von bindenden Verträgen freizuhalten, sich die Politik der freien Hand zu wahren. Es waren allerdings Verabredungen zwischen England, Frankreich und Belgien für den eventuellen Fall einer Kooperation getroffen, aber England konnte mit Recht behaupten, daß es keine bindenden Staatsverträge eingegangen sei. blieb somit die Haltung Englands bei Ausbruch des Krieges zweifelhaft; so sprach doch alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß es auf Seiten der Gegner Deutschlands zu finden sein werde, wenn der Krieg zwischen Deutschland und Frankreich ausbrechen sollte. Die Gelegenheit, den unbequemen Konkurrenten auf dem Weltmarkt aus dem Wege zu räumen, mit einzugreifen, wo die Aussicht vorlag, im Verein mit Russland und

Frankreich Deutschland mit Übermacht zu erdrücken; die langjährige, von König Eduard VII. eingeleitete Wühlarbeit zur Einkreisung Deutschlands⁶⁾, die Hoffnung, die gefürchtete deutsche Flotte zu vernichten und damit die unbeschränkte Herrschaft der Weltmeere, die Weltherrschaft kurzhin zu erlangen, machten es von vorneherein wahrscheinlich, daß England in der Reihe unserer Feinde zu finden sein werde.

Die Hoffnung unserer Diplomatie, ein gutes Verhältnis zu England anbahnen zu können, die jahrelang die Magnethadel war, nach der unsere Politik eingerichtet wurde, mußte sich als verfehlt erweisen, sobald die brutalen englischen Interessen Gelegenheit finden konnten, sich durchzusetzen. England hat es immer verstanden, seinen selbstsüchtigen Handlungen ein moralisches Mäntelchen umzuhängen.⁷⁾ So mußte auch hier die Verletzung der belgischen Neutralität durch Deutschland als Vorwand dienen, um letzterem den Krieg zu erklären.⁸⁾ Es mag dahingestellt bleiben, ob England sofort aktiv in den Krieg gegen uns eingetreten sein würde, wenn diese Neutralitätsverletzung nicht erfolgt wäre. Jedenfalls würde es eingegriffen haben, sobald Gefahr sich zeigte, daß Frankreich von uns überwältigt werde. Keine der kontinentalen Mächte, am wenigsten Deutschland, hätte nach der alten

⁶ Hierzu: Renate Riemeck, *Mitteleuropa - Bilanz eines Jahrhunderts*, 3. Aufl., Potsdam 1990, Kapitel «Ein lange und gut vorbereiteter Krieg».

⁷ Heute ist diese Aussage auf die amerikanische Politik der «Neuen Weltordnung» auszudehnen.

⁸ Am 3./4. August marschierten gemäß dem von Moltke modifizierten Schlieffenplan deutsche Truppen in Belgien ein; darauf erklärte Großbritannien nach einem Ultimatum an Deutschland, in dem die Respektierung der belgischen Neutralität gefordert wird - de facto eine Kriegserklärung -, Deutschland am 5. August und am 12. August auch Österreich-Ungarn formell den Krieg.

Praxis englischer Politik so stark werden dürfen, daß die Gefahr einer Hegemonie vorlag.

Vielleicht wäre es für England bequemer gewesen, mit seinem Eingreifen zu warten, bis die kontinentalen Staaten sich im Kriege erschöpft hätten, vielleicht hat dieser Gedanke der englischen Staatsleitung zunächst vorgeschwebt. Damit aber, daß England immer, sei es früher oder später, gegen Deutschland aufgetreten sein würde, mußte von jedem unbefangenen Beobachter unter allen Umständen gerechnet werden. Alles Liebeswerben unserer Diplomatie war einem Staate gegenüber, der wie England nur eine selbstsüchtige Interessenpolitik befolgt, von Anfang an verloren. Das zu erkennen wäre vielleicht auch schon vor dem Ausbruch des Krieges nicht so schwer gewesen. Ich glaube, man hätte eher zu einem Abkommen mit Frankreich oder zu einer Verständigung mit Russland als zu einer zuverlässigen Neutralität Englands kommen können. Unsere Blicke aber waren wie hypnotisiert auf England gerichtet, und als dies sich gleich bei Beginn des Krieges gegen uns erklärte, standen wir mit Österreich ohne jeden weiteren Bundesgenossen, ja selbst ohne Vorbereitung, einen solchen zu gewinnen, der übermacht unserer Feinde gegenüber.

Der Ausbruch des europäischen Krieges ist durch Jahre hindurch hinausgeschoben worden durch die Furcht der Menschen. Sie war es, die alle Kabinette zu den immer wiederholten Beteuerungen veranlasste, daß alle Bestrebungen auf Erhaltung des Friedens gerichtet seien.

Es wäre besser für uns gewesen, wenn wir in den letzten Jahren den kommenden Ereignissen, dem Kriege, der unverkennbar vor der Türe stand, fest ins Auge geblickt und uns auch diplomatisch auf ihn vorbereitet hätten. Die höchste Kunst der Diplomatie besteht meiner Ansicht nach nicht darin, den Frieden unter allen Umständen zu erhalten, sondern darin, die politische Lage des Staates dauernd so zu gestalten, daß er in der Lage ist, unter günstigen Voraussetzungen in einen Krieg eintreten zu können. - Das war das unsterbliche Verdienst Bismarcks vor den Kriegen von 1866 und 1871. Seine stete Sorge war eine Koalition Frankreichs und Russlands, die jetzt eingetreten ist und uns zu dem Kriege nach zwei Fronten zwingt. - Dass das deutsche Volk eine klare Empfindung darüber gehabt hat, daß dem Vaterlande schwere Zeiten bevorständen, beweist die Annahme der vom Generalstab und Kriegsministerium geforderten Wehrvorlage des Jahres 1912.

Mit dem Kriege nach zwei Fronten war seit Jahren im Generalstab gerechnet worden. Dass er notwendig werden würde in dem Augenblick, wo die Rivalität Russlands und Österreichs auf dem Balkan zum offenen Konflikt führen werde, war klar genug. Wir wussten alle, daß Frankreich an der Seite des Zarenreichs, dem es seine Milliarden zur besseren Vorbereitung für den Krieg zur Verfügung gestellt hatte, unbedingt an demselben teilnehmen würde.

Man könnte die Frage aufwerfen, ob Deutschland nicht weiser getan hätte, Österreich seinem Schicksal zu überlassen, statt bundestreu die ungeheure Schwe-

re des zu erwartenden Krieges auf sich zu nehmen. Mehrfach ist die Ansicht geäußert worden, daß der Zerfall der österreichisch-ungarischen Monarchie doch nicht mehr aufzuhalten sei und daß für Deutschland eigentlich keine Veranlassung vorläge, sich Österreichs wegen in das Abenteuer eines Krieges zu stürzen, über dessen Schwere sich jedermann klar war. Die Möglichkeit, daß Deutschland, wenn es die verbündete Monarchie preisgab, zunächst vor dem Kriege hätte bewahrt werden können, muß zugegeben werden. Aber abgesehen davon,

daß das deutsche Volk für eine solche Felonie kein Verständnis gehabt haben würde, wäre meiner Ansicht nach das Fallenlassen Österreichs ein politischer Fehler gewesen, der sich binnen kurzem schwer gerächt haben würde. Die englisch-französische Einkreisungspolitik richtete sich in erster Linie gegen Deutschland. Sie wäre bestehen geblieben, wenn Deutschland sich von Österreich getrennt hätte, und in wenigen Jahren würden wir vor dem Kriege mit derselben Koalition gestanden haben, die uns jetzt angreift, dann aber ohne, oder vielleicht sogar mit einem feindlichen Österreich. Dann würden wir ganz allein gestanden haben. Dieser Krieg, den wir jetzt führen, war eine Notwendigkeit, die in der Weltentwicklung begründet ist. Unter ihrem Gesetz stehen die Völker wie die einzelnen Menschen. Wenn diese Weltentwicklung, die man gewöhnlich als Weltgeschichte bezeichnet, nicht vorhanden wäre, wenn sie nicht vom Weltentwicklungsplan aus nach höheren Gesetzen geleitet würde, wäre die Entwicklungstheorie, die man in Bezug auf die Lebewesen der Erde anerkennt, auf das höchste

Lebewesen, den Menschen, in seiner Zusammenfassung als Volk, nicht anwendbar. Dann wäre die Weltgeschichte nichts weiter als das wirre Ergebnis von Zufälligkeiten, und man müßte ihr jede planvolle Entwicklung abstreiten. Dass aber eine solche stattfindet, lehrt meiner Ansicht nach die Geschichte selber. Sie zeigt, wie die Kulturepochen sich in fortschreitender Folge ablösen, wie jedes Volk seine bestimmte Aufgabe in der Weltentwicklung zu erfüllen hat und wie diese Entwicklung sich in aufsteigender Linie vollzieht.

So hat auch Deutschland seine Kulturaufgabe zu erfüllen. Die Erfüllung solcher Aufgaben vollzieht sich aber nicht ohne Reibungen, da immer Widerstände zu überwinden sind; sie können nur durch Krieg zur Entfaltung kommen. Wollte man annehmen, daß Deutschland in diesem Kriege vernichtet würde, so wäre damit das deutsche Geistesleben, das für die spirituelle Weiterentwicklung der Menschheit notwendig ist, und die deutsche Kultur ausgeschaltet; die Menschheit würde in ihrer Gesamtentwicklung in unheilvollster Weise zurückgeworfen werden.

Die romanischen Völker haben den Höhepunkt ihrer Entwicklung schon überschritten, sie können keine neuen befruchtenden Elemente in die Gesamtentwicklung hineinbringen.

Die slawischen Völker, in erster Linie Russland, sind noch zu weit in der Kultur zurück, um die Führung der Menschheit übernehmen zu können. Unter der Herrschaft der Knute würde Europa in den Zustand geisti-

ger Barbarei zurückgeführt werden. - England verfolgt nur materielle Ziele.⁹⁾

Eine geistige Weiterentwicklung der Menschheit ist nur durch Deutschland möglich.¹⁰⁾ Deshalb wird auch Deutschland in diesem Kriege nicht unterliegen, es ist das einzige Volk, das zur Zeit die Führung der Menschheit zu höheren Zielen übernehmen kann.

Es ist eine gewaltige Zeit, in der wir leben.

Dieser Krieg wird eine neue Entwicklung der Geschichte zur Folge haben, und sein Ergebnis wird der gesamten Welt die Bahn vorschreiben, auf der sie in den nächsten Jahrhunderten vorzuschreiten haben wird.

Deutschland hat den Krieg nicht herbeigeführt, es ist nicht in ihn eingetreten aus Eroberungslust oder aus aggressiven Absichten gegen seine Nachbarn.

Der Krieg ist ihm von seinen Gegnern aufgezwungen worden, und wir kämpfen um unsere nationale Existenz, um das Fortbestehen unseres Volkes, unseres nationalen Lebens.¹¹⁾ Damit kämpfen wir um ideale

⁹ Diese und die folgende Theorie der verschiedenen Entwicklungsstufen der romanischen resp. slawischen Völker wurde in der Schrift von C.G. Harrison, *The Transcendental Universe*, London 1893, klar ausgesprochen. Rudolf Steiner, der diese Schrift kannte, hat in Privatgesprächen mit Moltke diesen Gegenstand wahrscheinlich berührt. Was hier von Völkern gesagt wird, darf natürlich nicht auf die einzelnen menschlichen Individualitäten übertragen werden, die ihrem Wesen nach *über* dem Volkselement stehen.

¹⁰ Es geht um die *geistige* Weiterentwicklung der Menschheit. Damit ist klar, daß es absurd wäre, diese und ähnliche Aussagen Moltkes in die Nachbarschaft von völkischen Schlagworten von der «Weltmission» des Deutschtums zu rücken, die im Dritten Reich mit dem wahren Geist nichts, mit Blut, Boden und irrationalen Instinkten aber sehr viel zu tun hatte.

¹¹ Vgl. R. Steiners Ausführungen am 31. 10. 1914 in Berlin (wie Anm. 3). 12
Wladimir Suchmolnow, Kriegsminister ab 1910.

Güter, während unsere Gegner es offen aussprechen, daß ihr Ziel die Vernichtung Deutschlands ist.

Nie ist von einem Staat ein gerechterer Krieg geführt worden, und nie hat er ein mehr von idealen Empfindungen bewegtes Volk betroffen. Wie mit einem Schlage traten bei ihm alle Entzweiung, alle Parteiunterschiede, alle materiellen Interessen zurück, einmütig stand das Volk zusammen, und jeder war bereit, Gut und Blut für das Vaterland zu opfern. Der hohe Idealismus des deutschen Volkes, den selbst die materialistische Strömung der langen Jahre des Wohllebens nicht hat vernichten können, brach sich siegreich Bahn. Das Volk erkannte, daß es höhere und wertvollere Ziele gibt als materielle Wohlfahrt, es wandte sich diesen zu mit der ganzen Inbrunst des Germanentums.

Ein solches Volk ist unbesieglich.

Die äußere Ursache des Krieges war die Ermordung des Erzherzog-Thronfolgers. Sobald es sich zeigte, daß Österreich weitgehende Vergeltungsansprüche an Serbien stellte, trat Russland auf die Seite der Mörder. Es fürchtete, daß sein Prestige auf dem Balkan und seine Stellung als Protektor aller Slawen verloren sein werde, wenn es Serbien ohne Unterstützung an Österreich ausliefern werde. Deshalb war Russland von vornherein zum Kriege entschlossen und begann alsbald mit den Vorbereitungen zur Mobilmachung, die zunächst sehr geheim gehalten wurden. Meiner Ansicht nach wollte es nur Zeit gewinnen, als es kurz darauf erklärte, daß die nun offen angeordnete Mobilmachung in den südlichen Militärbezirken sich nur gegen Österreich richte, daß gegen Deutschland nicht mobilisiert werden

solle. Während die Mobilmachung schon in vollem Zuge war, gab der Kriegsminister¹²⁾ dem deutschen Militärattache¹³⁾ sein Ehrenwort, daß nicht mobilisiert werde. Es ist bekannt, daß dann, während unser Kaiser noch zwischen Russland und Österreich in ehrlicher Weise zu vermitteln versuchte, in Russland die Mobilmachung auch der nördlichen Militärbezirke ausgesprochen wurde. Zwar erklärte der Zar, daß diese Mobilmachung sich nicht gegen Deutschland richte, daß Russland den Krieg gegen Deutschland nicht wolle, es stellte aber damit die Anforderung an uns, ohne eigene Kriegsvorbereitung der Willkür eines fertig gerüsteten Russlands uns ausgeliefert zu sehen.

Das war natürlich für Deutschland unmöglich. Mit dem Augenblick, wo Russland sein gesamtes Heer mobilisierte, waren auch wir gezwungen, mobil zu machen. Hätten wir es nicht getan, wäre Russland jederzeit in der Lage gewesen, in unser ungeschütztes Land einzumarschieren und eine spätere Mobilmachung für uns unmöglich zu machen.

Es kann für jeden Unbefangenen keinem Zweifel unterliegen, daß Russland es gewesen ist, das diesen Krieg entfacht hat. Es wußte genau, daß Deutschland seinen Bundesgenossen Österreich nicht vernichten lassen werde, aber es hatte durch sein hinterlistiges Verhalten Zeit gewonnen und war in seiner Mobilmachung schon weit vorgeschritten, wie Deutschland die seinige begann.

¹² Wladimir Suchmolinow, Kriegsminister ab 1910.

¹³ Dieser «Militärattache» ließ sich bisher nicht identifizieren.

Wie schon erwähnt, war der Krieg gegen zwei Fronten im Generalstab schon seit Jahren bearbeitet worden. Schon unter meinem Vorgänger, dem Grafen Schlieffen, war der Vormarsch durch Belgien ausgearbeitet.

Diese Operation wurde dadurch begründet, daß es so gut wie ausgeschlossen schien, ohne die Verletzung der belgischen Neutralität das französische Heer im freien Felde zur Entscheidung zwingen zu können. Alle Nachrichten schienen es gewiss zu machen, daß die Franzosen hinter ihrer starken Ostfront einen Defensivkrieg führen würden, und man mußte darauf gefasst sein, einen lange währenden Positions- und Festungskrieg vor sich zu haben, wenn man frontal gegen diese starke Front vorging. - Graf Schlieffen wollte sogar mit dem rechten Flügel des deutschen Heeres durch Südholland marschieren.¹⁴) Ich habe dies abgeändert, um nicht auch die Niederlande auf die Seite unserer Feinde zu zwingen, und lieber die großen technischen Schwierigkeiten auf mich genommen, die dadurch verursacht wurden, daß der rechte Flügel unseres Heeres sich durch den engen Raum zwischen Aachen und der Südgrenze der Provinz Limburg hindurchzwängen musste.

Um dieses Manöver überhaupt ausführen zu können, mussten wir uns möglichst rasch in den Besitz von Lüttich setzen. Daraus entstand der Plan, sich dieser Festung durch Handstreich zu bemächtigen.

Wiederholt ist auch im Generalstab die Frage geprüft worden, ob wir nicht besser täten, einen Defen-

¹⁴ Ein vom Auswärtigen Amt und General von Dommes - zu Unrecht - beanstandeter Hauptpunkt von Moltkes Aufzeichnungen.

sivkrieg zu führen. Sie wurde immer verneint, da mit ihm die Möglichkeit hinfällig wurde, den Krieg so bald wie möglich in Feindesland zu tragen. Mit der

Möglichkeit, daß Belgien zwar gegen einen Durchmarsch protestieren, aber sich demselben nicht mit Waffengewalt entgegenstellen werde, war gerechnet. In diesem Sinne war die von mir entworfene Sommat-ion an die belgische Regierung gehalten, die dem König den Bestand der Monarchie garantierte. Der in derselben enthaltene Passus, in dem Belgien territoriale Vergrößerung im Falle freundschaftlichen Verhaltens in Aussicht gestellt wurde, ist vom Auswärtigen Amt bei Überreichung der Sommat-ion gestrichen worden.

Es lässt sich gewiss vieles gegen ein Vorgehen durch Belgien einwenden, aber der Verlauf der ersten Kriegswochen hat gezeigt, daß es, wie beabsichtigt, die Franzosen zwang, sich uns im freien Felde zu stellen, und daß sie geschlagen werden konnten. Dass die Niederwerfung Frankreichs im ersten Anlauf misslang, hat es der schnellen Hilfeleistung Englands zu verdanken.

Der Handstreich auf Lüttich war ein gewagtes Unternehmen. Wenn er misslang, mußte der moralische Rückschlag empfindlich sein. Was mich in erster Linie veranlasste, ihn anzuordnen, war die Hoffnung, damit die Bahn Aachen-Lüttich unzerstört in unseren Besitz zu bringen. Das ist gelungen, und daß wir die Bahn bis Brüssel und darüber hinaus bis St-Quentin später zur Verfügung hatten, ist von unberechenbarem Nutzen gewesen.

Am Tage vor der Mobilmachung war eine Depesche aus London eingetroffen, in der gesagt war, daß Eng-

land sich Frankreich gegenüber verpflichtet habe, den Schutz der französischen Nordküste gegen deutsche Angriffe von der See her zu schützen. Der Kaiser forderte meine Ansicht, und ich erklärte, daß wir uns unbedenklich verpflichten könnten, die französische Nordküste nicht anzugreifen, wenn England unter dieser Voraussetzung neutral bleiben werde. Meiner Ansicht nach werde der Kampf gegen Frankreich zu Lande entschieden werden, ein Angriff von der See könne, wenn die Neutralität Englands davon abhinge, unterbleiben. - Diese Depesche war augenscheinlich der erste Versuch Englands, uns zu düpiieren, wenigstens unsere Mobilmachung zu verzögern.

Auf die am 28. Juli oder 29. (?)¹⁵⁾ eintreffende Nachricht, daß in Russland die allgemeine Mobilmachung befohlen sei, hatte der Kaiser die Erklärung: drohende Kriegsgefahr erlassen. Am 1. August befahl Se. Majestät der Kaiser nachmittags 5 Uhr die Mobilmachung für Deutschland. Der 2. August war erster Mobilmachungstag.

Ich war auf dem Rückwege vom Schloß nach dem Generalstab, als ich den Befehl erhielt, sofort ins Schloß zurückzukehren, es sei eine wichtige Nachricht eingetroffen. Ich drehte sofort um. Im Schloß fand ich außer Sr. Majestät den Reichskanzler, den Kriegsminister¹⁶⁾ und noch einige andere Herren.

Der Reichskanzler, der, wie schon angedeutet, das wichtigste Ziel seiner Politik darin sah, ein gutes Ver-

¹⁵ «Am 30. Juli.» (Eliza von Moltke)

¹⁶ Erich von Falkenhayn (1861-1922), Kriegsminister und ab Herbst 1914 eine Weile zugleich Generalstabschef.

hältnis mit England herzustellen, und der merkwürdigerweise bis zu diesem Tage im mer noch geglaubt hat, daß sich der allgemeine Krieg, zum mindesten die Teilnahme Englands an demselben vermeiden lassen würde, war augenscheinlich über den Inhalt einer soeben von dem deutschen Botschafter in London, Fürst Lichnowsky¹⁷), eingetroffenen Depesche freudig erregt. Ebenso Se. Majestät der Kaiser. - Die Depesche teilte mit, daß der Staatssekretär Grey¹⁸) dem Botschafter mitgeteilt habe, England wolle die Verpflichtung übernehmen, daß Frankreich nicht in den Krieg gegen uns eintreten werde, wenn Deutschland sich seinerseits verpflichte, keine feindselige Handlung gegen Frankreich zu unternehmen. Ich muß dabei bemerken, daß auch in Frankreich bereits am selben Tage wie bei uns die Mobilmachung befohlen und dies uns bekannt war. - Es herrschte, wie gesagt, eine freudige Stimmung.

Nun brauchen wir nur den Krieg gegen Russland zu führen! Der Kaiser sagte mir: «Also wir marschieren einfach mit der ganzen Armee im Osten auf!» - Ich erwiderte Sr. Majestät, daß das unmöglich sei. Der Aufmarsch eines Millionenheeres lasse sich nicht improvisieren, es sei das Ergebnis einer vollen, mühsamen Jahresarbeit und könne, einmal festgelegt, nicht geändert werden. Wenn Se. Majestät darauf bestehen, das gesamte Heer nach dem Osten zu führen, so würden dieselben kein schlagfertiges

Heer, sondern einen wüsten Haufen ungeordneter bewaffneter Menschen ohne Verpflegung haben. - Der

¹⁷ Karl Max Fürst von Lichnowsky (1860-1928), ab 1912 Botschafter in London.

¹⁸ Edward Grey (1862-1933), britischer Minister des Auswärtigen 1905-1916.

Kaiser bestand auf seiner Forderung und wurde sehr ungehalten, er sagte mir unter anderem: «Ihr Onkel würde mir eine andere Antwort gegeben haben!», was mir sehr wehe tat. - Ich habe nie den Anspruch erhoben, dem Feldmarschall gleichwertig zu sein. - Daran, daß es für uns eine Katastrophe herbeiführen müßte, wenn wir mit unserer gesamten Armee nach Russland hineinmarschiert wären, mit einem mobilen Frankreich im Rücken, daran schien kein Mensch zu denken. Wie hätte England es jemals - selbst den guten Willen vorausgesetzt - verhindern können, daß Frankreich uns in den Rücken fiel! Auch meine Einwendung, daß Frankreich bereits in der Mobilmachung begriffen sei und daß es unmöglich sei, daß ein mobiles Deutschland und ein mobiles Frankreich sich friedlich darauf einigen würden, sich gegenseitig nichts zu tun, blieb erfolglos. Die Stimmung wurde immer erregter, und ich stand ganz allein da.

Schließlich gelang es mir, Se. Majestät davon zu überzeugen, daß unser Aufmarsch, der mit starken Kräften gegen Frankreich, mit schwachen Defensivkräften gegen Russland gedacht war, planmäßig auslaufen müßte, wenn nicht die unheilvollste Verwirrung entstehen solle. Ich sagte dem Kaiser, daß es nach vollendetem Aufmarsch möglich sein werde, beliebig starke Teile des Heeres nach dem Osten zu überführen, an dem Aufmarsch selbst dürfe nichts geändert werden, sonst könne ich keine Verantwortung übernehmen.

Die Antwortdepesche nach London wurde dann demgemäß entworfen, daß Deutschland das englische

Angebot sehr gerne annähme, daß aber der einmal geplante Aufmarsch, auch an der französischen Grenze, aus technischen Gründen zunächst ausgeführt werden müsste. Wir würden aber Frankreich nichts tun, wenn es sich unter Kontrolle Englands ebenfalls ruhig verhalten würde. - Mehr konnte ich nicht erreichen. Das Unsinnige dieses ganzen englischen Vorschlages war mir von vorneherein klar. Schon in früheren Jahren war mir vom Auswärtigen Amt davon gesprochen worden, daß Frankreich möglicherweise in einem Kriege Deutschlands gegen Russland neutral bleiben könne. Ich glaubte so wenig an diese Möglichkeit, daß ich schon damals erklärt hatte, wenn Russland uns den Krieg erklärt, müssen wir, wenn die Haltung Frankreichs zweifelhaft ist, ihm sofort den Krieg erklären. Jetzt forderte ich als Garantie für das Nichtlosschlagen Frankreichs die zeitweilige Überlassung der Festungen Verdun und Toul an uns. Dieser Vorschlag wurde als ein Misstrauensvotum gegen England abgelehnt.

Ich war im Laufe dieser Szene in eine fast verzweifelte Stimmung gekommen, ich sah aus diesen diplomatischen Aktionen, die hindernd in den Gang unserer Mobilmachung einzugreifen drohten, das größte Unheil für den uns bevorstehenden Krieg erwachsen.

Ich muß hier einschalten, daß in unserem Mobilmachungsplan die Besetzung Luxemburgs durch die 16. Division schon am ersten Mobilmachungstag vorgesehen war. - Wir mussten unbedingt die luxemburgischen Bahnen gegen einen französischen Handstreich sichern, da wir sie zu unserem Aufmarsch gebrauchten. Um so schwerer traf es mich, als der Reichskanz-

ler nun erklärte, die Besetzung Luxemburgs dürfe unter keinen Umständen stattfinden, sie sei eine direkte Bedrohung Frankreichs und würde die angebotene englische Garantie illusorisch machen. - Während ich dabeistand, wandte sich der Kaiser, ohne mich zu fragen, an den Flügeladjutanten vom Dienst und befahl ihm, sofort telegrafisch der 16. Division nach Trier den Befehl zu übermitteln, sie solle nicht in Luxemburg einmarschieren. - Mir war zumut, als ob mir das Herz brechen sollte. - Abermals lag die Gefahr vor, daß unser Aufmarsch in Verwirrung gebracht werde. Was das heißt, kann in vollem Umfang wohl nur derjenige ermessen, dem die komplizierte und bis auf das kleinste Detail geregelte Arbeit eines Aufmarsches bekannt ist. Wo jeder Zug auf die Minute geregelt ist, muß jede Änderung in verhängnisvoller Weise wirken. - Ich versuchte vergebens, Se. Majestät davon zu überzeugen, daß wir die Luxemburger Bahnen brauchten und sie sichern müßten.

Ich wurde mit der Bemerkung abgefertigt, ich möchte statt ihrer andere Bahnen benutzen. Es blieb bei dem Befehl.

Damit war ich entlassen. Es ist unmöglich, die Stimmung zu schildern, in der ich zu Hause ankam. Ich war wie gebrochen und vergoss Tränen der Verzweiflung.¹⁹⁾ Wie mir die Depesche an die 16. Division vorgelegt wurde, die den telefonisch gegebenen Befehl

¹⁹⁾ Es darf nicht übersehen werden, daß dieser Satz in vertraulichen, nur für die Gattin bestimmten Aufzeichnungen steht; aus dieser und ähnlichen Äußerungen dürften sich die Verleumder Moltkes die Scheinbestätigung ihrer Theorie der Schwächlichkeit dieses Mannes geholt haben. Moltke hätte sich in von vornherein für die Öffentlichkeit bestimmten Aufzeichnungen gewiß anders ausgedrückt!

wiederholte, stieß ich die Feder auf den Tisch und erklärte, ich unterschreibe sie nicht. Ich kann nicht meine Unterschrift, die erste nach Ausspruch der Mobilmachung, unter einen Befehl setzen, der etwas widerruft, was planmäßig vorbereitet ist, und der von der Truppe sofort als Zeichen der Unsicherheit empfunden werden wird. - «Machen Sie mit der Depesche, was Sie wollen», sagte ich dem Oberstleutnant Tappen²⁰). «Ich unterschreibe sie nicht.» - So saß ich in dumpfer Stimmung untätig in meinem Zimmer, bis ich um 11 Uhr abends wieder ins Schloß zu Sr. Majestät befohlen wurde. Der Kaiser empfing mich in seinem Schlafzimmer, er war schon zu Bett gewesen, aber wieder aufgestanden und hatte einen Rock übergeworfen. Er gab mir eine Depesche des Königs von England, in der dieser erklärte, ihm sei von einer Garantie Englands, Frankreich am Kriege zu verhindern, nichts bekannt. Die Depesche des Fürsten Lichnowsky müsse auf einem Irrtum beruhen oder er müsse etwas falsch verstanden haben. - Der Kaiser war sehr erregt und sagte mir: «Nun können Sie machen, was Sie wollen.» - Ich fuhr sofort nach Hause und telegrafierte an die 16. Division, der Einmarsch in Luxemburg solle ausgeführt werden. Um diesen erneuten Befehl wenigstens etwas zu motivieren, fügte ich hinzu: «Da soeben bekannt geworden ist, daß in Frankreich die Mobilmachung befohlen ist.»

Das war mein erstes Erlebnis in diesem Kriege.

²⁰ Gerhard Tappen war Chef der Operations- und Eisenbahnabteilung.

Ich habe die Überzeugung, daß der Kaiser die Mobilmachungsorder überhaupt nicht unterzeichnet haben würde, wenn die Depesche des Fürsten Lichnowsky eine halbe Stunde früher angekommen wäre. - Ich habe die Eindrücke dieses Erlebnisses nicht überwinden können, es war etwas in mir zerstört, das nicht wieder aufzubauen war, Zuversicht und Vertrauen waren erschüttert.

Der Handstreich gegen Lüttich war auf den 5. August angesetzt. Am Abend des Tages lief eine Meldung von dort ein, nach der anzunehmen war, daß das Unternehmen nicht gelungen sei. jedenfalls waren unsere Truppen nicht bis in die Stadt vorgedrungen.

Ich mußte es dem Kaiser melden. Er sagte mir: «Das habe ich mir gleich gedacht. Mir hat dies Vorgehen gegen Belgien den Krieg mit England auf den Hals gebracht.» - Als am nächsten Tage die Meldung kam, daß die Stadt von uns genommen sei, wurde ich abgeküßt.

Nach dem ersten raschen und siegreichen Vorgehen unserer Armeen durch Belgien nach Frankreich hinein trat der Rückschlag ein durch den Angriff starker französischer und englischer Kräfte von Paris her gegen unseren rechten Flügel. Die 2. Armee mußte ihren rechten Flügel zurücknehmen, auch die 1. Armee mußte zurückgenommen werden. Die Lage war kritisch.

Ich war zu den Armee-Oberkommandos herausgefahren. Wie ich bei A.-O.-K. 4 war, kam ein Funkspruch der 2. Armee, daß starke französische Kräfte nach Osten abbiegend gegen die 3. Armee vorgingen. Ich

wollte die 3. Armee gerne stehenlassen, ebenso die 4. und 5. Wie ich zum A.-O.-K. 3 kam, erklärte mir der General v. Hausen²¹), er könne die ihm zugewiesene Linie nicht halten, seine Truppen seien nicht mehr leistungsfähig. Ich war daher gezwungen, der 3. Armee eine kürzere und weiter zurückliegende Linie zuzuweisen, gleichzeitig mußte ich aber die 4. und 5. Armee ebenfalls zurücknehmen, um wieder eine geschlossene Armeefront herzustellen. Ich mußte den entsprechenden Befehl sofort an Ort und Stelle ausgeben, auf meine eigene Verantwortung hin. - Es war ein schwerer Entschluß, den ich fassen mußte, ohne die Genehmigung Sr. Majestät vorher einholen zu können. Der schwerste Entschluß meines Lebens, der mich mein Herzblut gekostet hat. Ich sah aber eine Katastrophe voraus, wenn ich das Heer nicht zurückgenommen hätte.

In der Nacht um 3 Uhr kam ich wieder in Luxemburg im Großen Hauptquartier an. - Am 13. September meldete ich dem Kaiser das, was ich angeordnet hatte, und motivierte es. - Der Kaiser war zwar nicht ungnädig, aber ich hatte den Eindruck, daß er von der Notwendigkeit des Rückzuges nicht ganz überzeugt war. - Ich muß zugeben, daß meine Nerven durch alles, was ich erlebt hatte, sehr herunter waren und daß ich wohl den Eindruck eines kranken Mannes gemacht habe.

²¹ Max Clemens Freiherr von Hausen (1848-1922), Oberbefehlshaber der 3. Armee.

Am 14. September, nachmittags, erschien der General v. Lyncker²²) bei mir auf dem Büro und sagte mir, der Kaiser ließe mir sagen, er habe den Eindruck, daß ich zu krank sei, um die Operationen weiter leiten zu können. Se. Majestät hätten befohlen, ich solle mich krank melden und nach Berlin zurückfahren. General v. Falkenhayn solle die Operationen übernehmen.

Gleichzeitig war mein bisheriger Oberquartiermeister General v. Stein abgelöst und ihm das Kommando über ein Reserve-Armeeekorps übertragen. Das alles kam ohne jede Vorbereitung über mich.

Ich ging sofort zu General v. Falkenhayn und teilte ihm den Befehl Sr. Majestät mit. Er war völlig überrascht. - Wir gingen zusammen zum Kaiser, der mir erklärte, er habe den Eindruck, daß ich durch meine zweimalige Kur in Karlsbad geschwächt sei und mich erholen müsse. - Ich sagte dem Kaiser, daß ich glaube, es werde in der Armee und im Auslande keinen guten Eindruck machen, wenn ich unmittelbar nach dem Rückzug der Armee fortgeschickt werde.

General v. Falkenhayn trat dieser Ansicht bei. Der Kaiser meinte darauf, Falkenhayn solle als Oberquartiermeister fungieren und ich solle «pro forma» bleiben. Falkenhayn erklärte, er könne die Operationen nur übernehmen, wenn er völlig freie Hand habe. Ich konnte dies nur anerkennen.

So blieb ich im Hauptquartier, während mir alles aus der Hand genommen wurde und ich ohne allen

²² Moritz Freiherr von Lyncker (1853-1932) war Chef des Militär-Kabinetts und in dieser Funktion eine der einflußreichsten Persönlichkeiten in der Kamarilla des Kaisers.

Einfluß als Zuschauer dastand. Das wird vielleicht niemand verstehen. - Ich habe dies Martyrium auf mich genommen und die weiteren Operationen mit meinem Namen gedeckt, des Landes wegen und um dem Kaiser es zu ersparen, daß von ihm gesagt werde, er habe seinen

Generalstabschef fortgeschickt, sobald der erste Rückschlag eintrat. Ich wußte, welche unheilvollen Folgen das haben müßte. - Später bat ich Se. Majestät, mich nach Brüssel zu schicken, um die Einnahme von Antwerpen mit zu betreiben. Ich konnte es nicht mehr ertragen, ohne Tätigkeit und ganz beiseite geschoben im Großen Hauptquartier anwesend zu sein. Der Kaiser genehmigte meine Bitte, und ich fuhr nach Brüssel und von dort in das Hauptquartier des Generals v. Beseler nach Fildonk. Ich war dreimal dort, zwischendurch wieder im Großen Hauptquartier, wohin mich die Unruhe wegen der weiteren Operationen immer wieder zurücktrieb. Dem General v. Beseler konnte ich einige Hilfsmaterialien, Brückentrains und eine Landwehr-Brigade verschaffen. Bei der Kapitulation Antwerpens war ich in Fildonk anwesend. Der Kaiser hatte mir Vollmacht gegeben, die eventuelle Kapitulation abzuschließen, die ich indessen an Beseler abtrat, dem allein die Ehre gebührte. Nach der Kapitulation kam ich ins Große Hauptquartier zurück. Ich hatte nun nichts mehr zu tun, war fertig und fast verzweifelt über meine Scheinstellung. - Ich ging zum Kaiser und sagte ihm, ich könne diesen Zustand nicht mehr ertragen. Er war verwundert, wie ich ihm darlegte, daß ich ganz ausgeschlossen sei, und sagte, er betrachte mich nach wie vor als den eigentlichen Leiter der Operationen.

Nachdem ich ihm den Tatbestand dargelegt hatte, sagte er, das sei nicht seine Absicht, er werde Remedur eintreten lassen, wolle sich die Sache durch den Kopf gehen lassen und sie ändern. - Am nächsten Tage erkrankte ich an einer Entzündung der Gallenblase und Leber und mußte mich zu Bett legen. Die seelische Aufregung der letzten Wochen, meine verzweifelte Stimmung und Lage hatten auf den physischen Organismus krankheitsbildend eingewirkt. Nachdem ich acht Tage gelegen hatte, besuchte mich der Kaiser und saß eine Stunde an meinem Bett. Er war sehr gütig und gnädig, kam jedoch auf meine dienstlichen Funktionen nicht zurück. Zwei Tage darauf erhielt ich seinen zweiten Besuch. Er stellte mir Wohnung im Schloßburg zur Verfügung, riet mir, dorthin auf einige Zeit zu gehen, um mich zu erholen. Er ermahnte auch

meinen zweiten Adjutanten, Hauptmann Köhler, gut für mich zu sorgen, und war wiederum sehr gnädig. Ich fuhr ein oder zwei Tage später nach Homburg, es war am 1. November.

Am 3. November wurde die Order unterzeichnet, in der General v. Falkenhayn zu meinem Nachfolger ernannt wurde. Ich stand ohne irgendeine dienstliche Funktion in der Luft.

Ich habe diese flüchtigen Aufzeichnungen gemacht, ohne Notizen oder irgendwelches Material zur Hand zu haben. Es mögen daher manche Irrtümer in Bezug auf Daten usw. darin sein. Auch war ich noch krank, wie ich sie schrieb. Sie sollen nur für meine Frau bestimmt sein und dürfen niemals der Öffentlichkeit bekannt

werden.²³) Das Martyrium, das ich getragen habe, war groß. Ich glaubte, es dem Kaiser und dem Lande schuldig zu sein. Wenn ich falsch gehandelt habe, möge Gott mir verzeihen.

Ich bin fest überzeugt, daß der Kaiser sich nie darüber klar geworden ist, was er mir angetan hat. Er hat mir auch nach meiner Verabschiedung seine gnädige Gesinnung bewahrt.

Homburg, November 1914

²³ «Die Veröffentlichung der Aufzeichnungen Moltkes halte ich heute für notwendig, damit über wichtige Vorgänge die Wahrheit bekannt werde.» (Eliza von Moltke)

Aus den Auszeichnungen von Hans von Haefthen zu den Vorgängen im und nach dem 1. August 1914²⁴

Nach seiner Rückkehr in den Generalstab konnte sich Generaloberst von Moltke gar nicht beruhigen über das Verhalten des Kaisers. Wie mir Frau von Moltke erzählte, sei er beim Betreten des Zimmers blau und rot im Gesicht gewesen und habe vor innerer Aufregung kein Wort hervorbringen können. Schließlich habe sich die Spannung bei einem Weinkrampf gelöst, wobei er immer wieder die Worte hervorgestoßen habe: «Gegen die Franzosen und die Russen will ich Krieg führen, aber nicht gegen einen solchen Kaiser.» (...) Frau von Moltke behauptete im November 1914 mir gegenüber, ihr Mann habe am Abend des 1. August infolge der furchtbaren Erregung zweifellos einen leichten Schlaganfall erlitten.

²⁴ Hans von Haefthen (1870-1937), der 1914 Adjutant des Generalobersten war, hat sich im November 1914 die mündlichen Mitteilungen Moltkes über die Vorgänge am und nach dem 1. August «sofort schriftlich aufgezeichnet». Die Aufzeichnungen mit dem Titel «Meine Erlebnisse aus den Mobilmachungstagen 1914» fanden sich im Bundesarchiv/ Militärarchiv Freiburg i. Br. (Sign. N 35/1). Die hier wiedergegebene Passage ist ein Auszug (S. 34-38) aus Kapitel V «Der Zusammenstoß zwischen dem Kaiser und Moltke im Königlichen Schloß nach Ausspruch der Mobilmachung und seine Folgen». - Auch die übrigen Kapitel von Haefthens Aufzeichnungen geben das Bild einer ratlos-naiven Politik von Kaiser und Reichskanzler Bethmann Hollweg und bezeugen den tiefen, gewissenhaften und vorsichtigen Ernst, mit welchem Moltke in diesen Tagen jeden Schritt erwog. So schloß er noch in der Nacht vom 30. zum 31. Juli ein Gespräch mit Haefthen in folgender Art: «Morgen Mittag (...) fällt die Entscheidung über Krieg oder Frieden. Der Reichskanzler [Bethmann Hollweg], der Kriegsminister [Falkenhayn] und ich haben gemeinsam Vortrag bei Seiner Majestät. *Ehe ich jedoch Seiner Majestät die Mobilmachung anraten werde, will ich noch eine dritte Bestätigung der Meldung über die russische Mobilmachung abwarten.* Ich erwarte sie morgen früh gleichzeitig mit der Mitteilung aus Wien, ob die österreichisch-ungarische Wehrmacht mobil gemacht wird oder nicht. Freilich besteht kaum mehr ein Schimmer von Hoffnung auf Erhaltung des Friedens.» (A.a.O., S. 28.)

Als der Generaloberst v Moltke mir im November 1914 den Vorgang erzählte, beklagte er sich voll Bitterkeit über das Verhalten des Generals v Falkenhayn, der bei der Szene im Schloß zugegen gewesen sei und anstatt ihn gegen das unsinnige Vorhaben des Kaisers zu unterstützen, stillgeschwiegen habe.

Wie mir Frau v Moltke berichtete, habe sie noch am späten Abend den dem Generaloberst v Moltke näher bekannten Oberstleutnant v Dommest²⁵) zu sich gebeten, da ihr Mann sich gar nicht beruhigen konnte und sie Schlimmes für seine Gesundheit befürchtete. Auf den Vorschlag des Oberstleutnants v. Dommest, mit dem Kaiser die ganze Angelegenheit noch einmal unter vier Augen zu besprechen, habe sich der Generaloberst noch am späten Abend ins Schloß zum Kaiser begeben. Er traf diesen bereits im Bette liegend an und wurde von ihm mit den Worten empfangen: «Wie sich jetzt herausgestellt hat, beruht das Lichnowsky'sche Telegramm auf einem Mißverständnis.» Sich im Bette umdrehend, fuhr er fort: «jetzt machen Sie, was Sie wollen; mir ist alles gleich.»

Als in der Frühe des 6. August Generaloberst v Moltke dem Kaiser die Nachricht von dem Mißlingen des Handstreiches auf Lüttich persönlich meldete, überhäufte dieser ihn mit heftigen Vorwürfen; er habe es ja stets gesagt, daß das ganze Unternehmen ein Unsinn sei; die ganze Idee sei unausführbar gewesen. Dieser Mißerfolg werde dem deutschen Ansehen im In-

²⁵ Oberstleutnant Wilhelm von Dommest (1867-1959) - zu Kriegsbeginn in der Politischen Abteilung des Generalstabs - sollte noch eine wichtige, in gewissem Sinne verhängnisvolle Rolle im Zusammenhang mit Moltkes Aufzeichnungen zum 1. August spielen.

und Auslande einen schweren moralischen Schaden zufügen. Als dann am Abend Generaloberst v Moltke die doch geglückte Einnahme von Lüttich melden konnte, fiel ihm der Kaiser um den Hals und wußte nicht genug des Lobes und der Anerkennung für diese große Tat zu finden.

Die Auftritte mit dem Kaiser am 1. und 6. August waren von ungünstigstem Einfluß auf den Gesundheitszustand des Generalobersten, da er fühlte, wie sehr das Vertrauensverhältnis zwischen ihm und dem Kaiser zerstört war. Sei ganzes Nervensystem war hierdurch auf das Schwerste in Mitleidenschaft gezogen. Als sich in den nächsten Tagen sein Befinden nicht besserte, bat Frau v Moltke am 9. August den Oberstleutnant v Dommes, ihr vom Kaiser die Genehmigung zu erwirken, ihren Mann ins Feld zu begleiten, da er dringend ihrer Pflege bedürfe. Als sich Herr v Dommes mit diesem Auftrage ins Schloß begab, traf er auf der Treppe den Kaiser und die Kaiserin, begleitet von den Generaladjutanten Generaloberst v Plessen und General v Lyncker, im Begriffe auszufahren. Oberstleutnant v Dommes erstattete zunächst dem Generaloberst v Plessen Meldung über seinen Auftrag. Als dieser dem Kaiser die Bitte der Frau v Moltke vortrug, brach der Kaiser erregt in die Worte aus: «Aber das ist ja ganz unmöglich, daß Frau v. Moltke ihren Mann ins Große Hauptquartier begleitet. So schwer leidend ist der Generaloberst doch gar nicht.» Erst als die Kaiserin bemerkte, sie könne Frau v Moltke vielleicht als Vorsteherin eines Lazarets vom Roten Kreuz nach Koblenz entsenden, ging der Kaiser auf diesen Vorschlag ein.

Am gleichen Tage begab sich General v Lyncker, der dieser Szene auf der Treppe im Kaiserlichen Schloß beigewohnt hatte, zum Kriegsminister, General v Falkenhayn, und fragte ihn, ob er bereit sei, unter Umständen die Stelle als Chef des Generalstabes des Feldheeres zu übernehmen, da es sehr zweifelhaft sei, ob Generaloberst v Moltke bei seinem leidenden Gesundheitszustande seine Stelle werde ausfüllen können. General v Falkenhayn sagte zu.

Bereits vom 9. August ab stand also fest, daß der General v. Falkenhayn der Nachfolger des Generalobersten v. Moltke bei dessen Versagen werden würde.²⁶⁾

²⁶ Kursivdruck durch den Herausgeber. - Haeften fügt in einer Fußnote zu seinen oben zitierten Aufzeichnungen hinzu: «Die Darstellung des Vorganges auf der Treppe des Kaiserlichen Schlosses am 9. August beruht auf mündlicher Mitteilung des Oberstleutnants v Dommes an mich persönlich.»

Aus den Aufzeichnungen des Hans von Haeften zu den Vorgängen am und nach dem 1. August 1914²⁷

Nach seiner Rückkehr in den Generalstab konnte sich Generaloberst von Moltke gar nicht beruhigen über das Verhalten des Kaisers. Wie mir Frau von Moltke erzählte, sei er beim Betreten des Zimmers blau und rot im Gesicht gewesen und habe vor innerer Aufregung kein Wort hervorbringen können. Schließlich habe sich die Spannung bei einem Weinkrampf gelöst, wobei er immer wieder die Worte hervorgestoßen habe: «Gegen die Franzosen und die Russen will ich Krieg führen, aber nicht gegen einen solchen Kaiser.» (...) Frau von Moltke behauptete im November 1914 mir gegenüber, ihr Mann habe am Abend des 1. August

²⁷ Hans von Haeften (1870-1937), der 1914 Adjutant des Generalobersten war, hat sich im November 1914 die mündlichen Mitteilungen Moltkes über die Vorgänge am und nach dem 1. August «sofort schriftlich aufgezeichnet». Die Aufzeichnungen mit dem Titel «Meine Erlebnisse aus den Mobilmachungstagen 1914» fanden sich im Bundesarchiv/ Militärarchiv Freiburg i.Br. (Sign. N 35/1). Die hier wiedergegebene Passage ist ein Auszug (S. 34-38) aus Kapitel V «Der Zusammenstoß zwischen dem Kaiser und Moltke im Königlichen Schloß nach Ausspruch der Mobilmachung und seine Folgen». - Auch die übrigen Kapitel von Haeftens Aufzeichnungen geben das Bild einer ratlos-naiven Politik von Kaiser und Reichskanzler Bethmann Hollweg und bezeugen den tiefen, gewissenhaften und vorsichtigen Ernst, mit welchem Moltke in diesen Tagen jeden Schritt erwog. So schloß er noch in der Nacht vom 30. zum 31. Juli ein Gespräch mit Haeften in folgender Art: «Morgen Mittag (...) fällt die Entscheidung über Krieg oder Frieden. Der Reichskanzler [Bethmann Hollweg], der Kriegsminister [Falkenhayn] und ich haben gemeinsam Vortrag bei Seiner Majestät. *Ehe ich jedoch Seiner Majestät die Mobilmachung anraten werde, will ich noch eine dritte Bestätigung der Meldung über die russische Mobilmachung abwarten.* Ich erwarte sie morgen früh gleichzeitig mit der Mitteilung aus Wien, ob die österreichisch-ungarische Wehrmacht mobil gemacht wird oder nicht. Freilich besteht kaum mehr ein Schimmer von Hoffnung auf Erhaltung des Friedens.» (A.a.O., S. 28.)

infolge der furchtbaren Erregung zweifellos einen leichten Schlaganfall erlitten.

Als der Generaloberst v Moltke mir im November 1914 den Vorgang erzählte, beklagte er sich voll Bitterkeit über das Verhalten des Generals v Falkenhayn, der bei der Szene im Schloß zugegen gewesen sei und anstatt ihn gegen das unsinnige Vorhaben des Kaisers zu unterstützen, stillgeschwiegen habe.

Wie mir Frau v Moltke berichtete, habe sie noch am späten Abend den dem Generaloberst v Moltke näher bekannten Oberstleutnant v Dommess²⁸) zu sich gebeten, da ihr Mann sich gar nicht beruhigen konnte und sie Schlimmes für seine Gesundheit befürchtete. Auf den Vorschlag des Oberstleutnants v. Dommess, mit dem Kaiser die ganze Angelegenheit noch einmal unter vier Augen zu besprechen, habe sich der Generaloberst noch am späten Abend ins Schloß zum Kaiser begeben. Er traf diesen bereits im Bette liegend an und wurde von ihm mit den Worten empfangen: «Wie sich jetzt herausgestellt hat, beruht das Lichnowsky'sche Telegramm auf einem Mißverständnis.» Sich im Bette umdrehend, fuhr er fort: «jetzt machen Sie, was Sie wollen; mir ist alles gleich.»

Als in der Frühe des 6. August Generaloberst v Moltke dem Kaiser die Nachricht von dem Mißlingen des Handstreiches auf Lüttich persönlich meldete, überhäufte dieser ihn mit heftigen Vorwürfen; er habe es ja stets gesagt, daß das ganze Unternehmen ein

²⁸ Oberstleutnant Wilhelm von Dommess (1867-1959) - zu Kriegsbeginn in der Politischen Abteilung des Generalstabs - sollte noch eine wichtige, in gewissem Sinne verhängnisvolle Rolle im Zusammenhang mit Moltkes Aufzeichnungen zum 1. August spielen.

Unsinn sei; die ganze Idee sei unausführbar gewesen. Dieser Mißerfolg werde dem deutschen Ansehen im In- und Auslande einen schweren moralischen Schaden zufügen. Als dann am Abend Generaloberst v Moltke die doch geglückte Einnahme von Lüttich melden konnte, fiel ihm der Kaiser um den Hals und wußte nicht genug des Lobes und der Anerkennung für diese große Tat zu finden.

Die Auftritte mit dem Kaiser am 1. und 6. August waren von ungünstigstem Einfluß auf den Gesundheitszustand des Generalobersten, da er fühlte, wie sehr das Vertrauensverhältnis zwischen ihm und dem Kaiser zerstört war. Sein ganzes Nervensystem war hierdurch auf das Schwerste in Mitleidenschaft gezogen. Als sich in den nächsten Tagen sein Befinden nicht besserte, bat Frau v Moltke am 9. August den Oberstleutnant v Dommes, ihr vom Kaiser die Genehmigung zu erwirken, ihren Mann ins Feld zu begleiten, da er dringend ihrer Pflege bedürfe. Als sich Herr v Dommes mit diesem Auftrage ins Schloß begab, traf er auf der Treppe den Kaiser und die Kaiserin, begleitet von den Generaladjutanten Generaloberst v Plessen und General v Lyncker, im Begriffe auszufahren. Oberstleutnant v Dommes erstattete zunächst dem Generaloberst v Plessen Meldung über seinen Auftrag. Als dieser dem Kaiser die Bitte der Frau v Moltke vortrug, brach der Kaiser erregt in die Worte aus: «Aber das ist ja ganz unmöglich, daß Frau v. Moltke ihren Mann ins Große Hauptquartier begleitet. So schwer leidend ist der Generaloberst doch gar nicht.» Erst als die Kaiserin bemerkte, sie könne Frau v Moltke vielleicht als Vorsteherin eines Lazarets vom Roten Kreuz

nach Koblenz entsenden, ging der Kaiser auf diesen Vorschlag ein.

Am gleichen Tage begab sich General v Lyncker, der dieser Szene auf der Treppe im Kaiserlichen Schloß beigewohnt hatte, zum Kriegsminister, General v Falkenhayn, und fragte ihn, ob er bereit sei, unter Umständen die Stelle als Chef des Generalstabes des Feldheeres zu übernehmen, da es sehr zweifelhaft sei, ob Generaloberst v Moltke bei seinem leidenden Gesundheitszustande seine Stelle werde ausfüllen können. General v Falkenhayn sagte zu.

Bereits vom 9. August ab stand also fest, daß der General v. Falkenhayn der Nachfolger des Generalobersten v. Moltke bei dessen Versagen werden würde.²⁹⁾

²⁹⁾ Kursivdruck durch den Herausgeber. - Haeften fügt in einer Fußnote zu seinen oben zitierten Aufzeichnungen hinzu: «Die Darstellung des Vorganges auf der Treppe des Kaiserlichen Schlosses am 9. August beruht auf mündlicher Mitteilung des Oberstleutnants v Dommès an mich persönlich.»

Das «Matin» - Interview

Neue Tatsachen über die Vorgeschichte des Weltkrieges

Ein Interview des Berichtstatters des «Matin» Jules Sauerwein mit Dr. Rudolf Steiner über die Memoiren des verstorbenen deutschen Generalstabschef von Moltke Oktober 1921, deren Veröffentlichung verhindert wurde.

«Sie wissen, daß wenn man Ihren Gegnern glauben darf, der Generalstabschef durch Sie zuerst den Kopf und dann die Marneschlacht verloren haben soll.»

Das ist die Frage, die ich an den berühmten Geistesforscher und Soziologen Rudolf Steiner, geborenen Deutsch-Österreicher, richtete. Ich hege für ihn seit mehr als fünfzehn Jahren aufrichtige Bewunderung und freundschaftliche Empfindungen. Es gereichte mir seinerzeit zur großen Befriedigung, mehrere seiner theosophischen Werke ins Französische zu übertragen. Jedesmal wenn meine Reise es gestattet, versäume ich nicht, bei der Durchreise durch Basel Dr. Steiner in Dornach einen kurzen Besuch zu machen.

Ich traf ihn auch dieses Mal bei dem merkwürdigen und gewaltigen Bau, der von seinen Schülern den Namen Goetheanum erhalten hat in Würdigung Goethes als Vorläufer der Geisteswissenschaft. Ich habe bereits im «Matin» sowohl über den Mann wie über den Bau und dessen wunderbare Lage, auf den letzten von

Burgruinen überkrönten Ausläufern des Jura geschrieben.

Rudolf Steiner war gerade aus Deutschland zurückgekehrt, nachdem er in Stuttgart und Berlin vor Tausenden begeisterter Zuhörer Vorträge über seine Lehre gehalten hatte. In Dornach empfing er am gleichen Tage eine Gruppe von 120 Theologen, mit denen er in einer Erörterung theologischer und religiöser Fragen getreten war. Eine ganze Anzahl dieser Theologen beabsichtigen auf Grundlage der von Dr. Steiner vertretenen Lehren eine Neugestaltung des religiösen Lebens in Angriff zu nehmen.

Dr. Steiner arbeitete gerade an einer gewaltigen Gruppe in Holzplastik, welche Christus und die unterliegenden verführerischen Mächte, Luzifer und Ahri-man, darstellt. Es ist dies eine der eindrucksvollsten Schöpfungen, die ich jemals gesehen habe; sie wird den zentralen Abschluß des kleineren Kuppelraumes im Goetheanum bilden. Während ich in der Abenddämmerung die Hörer beobachtete, welche in kleinen Gruppen die Anhöhe heraufstiegen, um sich zum Vortrage zu versammeln, erzählte mir Dr. Steiner von den Angriffen seiner Gegnerschaft. Klerikale und Alldeutsche und fanatische Anhänger verschiedener Religionsbekenntnisse kämpfen mit jeder Waffe und bei jeder Gelegenheit gegen ihn.

Die Furcht vor der Wahrheit

Als ich ihm geradewegs die Frage stellte bezüglich des Generals von Moltke, richtete er seine durchdringenden Augen auf mich, welche mich aus einem von vierzigjährigem intensivsten geistigen Ringen durchfurchten Antlitze anschauten.

«Was Sie mir sagen, setzt mich nicht in Verwundung. Es wird vor keinem Mittel zurückgeschreckt, mich aus Deutschland und womöglich auch aus der Schweiz zu vertreiben. Diese Angriffe gehen auf die verschiedensten Untergründe zurück. Insofern sie sich aber auf meine Beziehungen zu Moltke erstrecken, haben sie ein ganz bestimmtes Ziel. Sie wollen die Veröffentlichung einiger Aufzeichnungen verhindern, die Moltke vor seinem Tode für seine Familie gemacht hat und deren Herausgabe im Buchhandel ich im Einverständnis mit Frau von Moltke besorgen sollte.

Diese Memoiren hätten schon 1919 erscheinen sollen. Unmittelbar vor ihrem Erscheinen suchte mich eine Persönlichkeit auf, welcher die diplomatische Vertretung Preußens in Stuttgart oblag, um mir zu sagen, daß diese Publikation unmöglich sei und daß man sie in Berlin nicht werde haben wollen. Später kam ein General zu mir, welcher in Stellungen um den General von Moltke und Wilhelm II. gewesen war, und machte mir dieselben Vorstellungen. Dagegen erhob ich Protest und wollte mich darüber hinwegsetzen. Ich dachte mich an den damals in Versailles anwesenden Grafen von Brockdorff-Rantzau zu wenden; konnte aber nichts

erreichen. Meine Bemühungen blieben um so mehr ohne Erfolg, als man zur gleichen Zeit an Frau von Moltke mit Vorstellungen herantrat, denen sie sich nicht entziehen konnte.

Warum diese Befürchtungen? Diese Memoiren sind durchaus nicht eine Anklage gegen die kaiserliche Regierung. Es geht aber aus ihnen hervor, was vielleicht schlimmer ist, daß sich die Reichsregierung im Zustande vollkommener Verwirrung und unter einer unbeeiflich leichtsinnigen und ignoranten Führung befand. Man kann auf die verantwortlichen Persönlichkeiten den Satz anwenden, welchen ich in meinem Vorwort niedergeschrieben habe: «Nicht was sie getan haben, hat zur Herbeiführung des Unheils beigetragen, sondern das ganze Wesen ihrer Persönlichkeiten.»

Ich kann hinzufügen, daß es in den eigentümlichen Verhältnissen lag, welche bewirkten, daß zuletzt die Wucht der entscheidenden Entschließungen auf einem einzigen Mann, dem Generalstabschef, lasteten, welcher sich dadurch gezwungen sah, seine militärische Pflicht zu tun, weil die Politik auf dem Nullpunkt angekommen war. Ich habe niemals vor dem Rücktritt Moltkes mit ihm über politische oder militärische Fragen gesprochen. Erst später, als er schwer erkrankt war, sprach er sich natürlicherweise mir gegenüber offen über alle diese Angelegenheiten aus, und ich will Ihnen, da Sie dieses interessieren wird, sagen, was er mir selbst erzählte und was auch aus seinen unveröffentlichten Memoiren ersichtlich ist.

Ende Juni 1914 begab sich Moltke, der seit 1905 Generalstabschef war, aus Gesundheitsrücksichten nach Karlsbad. Er hat bis zu seinem Tode nichts gewußt von einer Potsdamer Beratung vom 5. oder 6. Juli. Er war erst nach dem Ultimatum an Serbien gesund nach Berlin zurückgekehrt. Seit seiner Rückkehr hatte er, wie er sagte, die feste Überzeugung, daß Rußland angreifen werde. Er sah die tragische Entwicklung deutlich voraus, welche die Dinge annehmen mußten, das heißt, er glaubte an die Teilnahme Frankreichs und Englands an dem Weltkonflikt. Er schrieb für den Kaiser ein Memorandum, das auf die Notwendigkeit zu treffender Maßnahmen hinwies. Der Plan des deutschen Generalstabes war im wesentlichen seit langer Zeit festgelegt. Er war durch den Vorgänger Moltkes, von Schlieffen, aufgestellt worden. Sie kennen seine Grundzüge: Große Massen sollten gegen Frankreich geworfen werden, um mit jedem Preis eine rasche Entscheidung im Westen zu erzielen. Gegen Rußland war eine schwache Verteidigungsarmee vorgesehen, die nach der Entscheidung auf dem westlichen Kriegsschauplatz später aufgefüllt werden sollte.

Betörte Menschen

Von Moltke hatte in einem allerdings wichtigen Punkte den Plan seines Vorgängers geändert. Während Schlieffen den gleichzeitigen Durchmarsch durch Belgien und Holland in Aussicht genommen, hatte Moltke

auf Holland verzichtet, um Deutschland im Falle einer Blockade Atmungsmöglichkeiten zu lassen.

Als Moltke am Freitag, dem 31. Juli, ins Schloß kam, fand er völlig verwirrte Leute. Er hatte, wie er sagte, den Eindruck, daß er sich in die Lage versetzt sah, ganz allein einen Entschluß fassen zu müssen. Der Kaiser unterzeichnete an diesem Tage noch nicht den Mobilmachungsbefehl, einen Befehl, der in Deutschland durchaus der Kriegserklärung gleichkommt, denn sobald dieser Befehl erteilt ist, rollt alles einschließlich der ersten Operation zu bestimmten Stunden mit einem unerbittlichen Automatismus ab. Wilhelm II. begnügte sich für jenen Tag, den Zustand der drohenden Kriegsgefahr zu proklamieren. Am folgenden Tag, am Samstag, dem 1. August um vier Uhr nachmittags, ließ er Moltke wieder zu sich rufen, und in den nunmehr folgenden sechs Stunden spielte sich das folgende Drama ab.

Moltke trifft den Kaiser in Gegenwart von Bethmann Hollweg, welchem buchstäblich die Knie zitterten, des Kriegsministers Falkenhayn, des Generals von Plessen, Lyncker und einigen anderen. Der Kaiser erhebt lebhaften Widerspruch gegen die Absichten des Generalstabschefs. Er habe, sagt er, die besten Nachrichten aus England erhalten. England werde nicht nur neutral bleiben - wie Georg V. ihm mitteile -, es werde sogar Frankreich verhindern, am Kriege teilzunehmen. Unter diesen Bedingungen sei es logisch, die ganze Armee gegen Rußland zu werfen. Nein, antwortete Moltke, der

Plan muß im Osten wie im Westen so ausgeführt werden, wie er festgesetzt ist, wenn wir nicht das größte Unglück herbeiführen wollen.

Die technischen Gründe

Die Einwände berühren Moltke nicht, er weigert sich, irgend etwas zu ändern. Er macht geltend, daß im Sinne des Mobilmachungsbefehles ohne jeden Aufschub verfahren werden müsse. Er glaubt nicht an die englischen Telegramme, und mit dem Mobilmachungsbefehl in der Hand, den Wilhelm II. soeben unterzeichnet hat, wird er entlassen, die anderen in einem Zustande völliger Verwirrung zurücklassend. So kam es, daß aus rein militärischen Rücksichten die Entscheidung über den Kriegsausbruch fallen mußte. Auf dem Wege vom Schloß zum Generalstab wird sein Wagen von einem kaiserlichen Automobil eingeholt. Moltke wird im Auftrag des Kaisers zurückgerufen. Der Kaiser ist aufgeregter denn je. Er zeigt seinem Generalstabschef ein Telegramm aus England. Er glaubt aus diesem Telegramm mit absoluter Gewißheit zu ersehen, daß der Konflikt auf den Osten beschränkt und daß England und Frankreich neutral bleiben werden. «Es muß», so schließt er, «sofort ein Befehl an die Armee gelangen, im Westen nicht vorzugehen.» Moltkes Antwort lautet, daß man eine Armee nicht der Alternative von Befehl und Gegenbefehl aussetzen könne. Da wandte sich der Kaiser, während Moltke dabei stand, an den Flügeladjutanten vom Dienst und befahl ihm, sofort dem Kommando der 16. Division nach Trier den Befehl zu über-

mitteln, sie solle nicht in Luxemburg einmarschieren. Moltke begibt sich nach Haus. Erschüttert, weil er das größte Unheil aus solchen Maßnahmen erwartet, setzt er sich an seinen Tisch. Er erklärt, er könne in dem Sinne des telephonischen Befehles des Kaisers keine Maßnahmen für die Armee treffen. Dieser Befehl wird ihm von einem Adjutanten zur Unterschrift überbracht. Er verweigert die Unterschrift und schiebt den Befehl zurück. Bis um 11 Uhr abends bleibt er in einem Zustand dumpfer Erschöpfung, trotzdem er ganz gesund von Karlsbad zurückgekommen war. Um 11 Uhr wird er angeläutet. Der Kaiser fragt wieder nach ihm. Er begibt sich sofort auf das Schloß. Wilhelm II., der sich schon zur Ruhe begeben hatte, wirft einen Schlafrock über und sagt: Alles hat sich geändert. Das Unheil ist im Anzug. Der König von England hat soeben in einem neuen Telegramm erklärt, daß er mißverstanden worden sei und daß er weder in seinem Namen noch in demjenigen Frankreichs irgendeine Verpflichtung übernehme. Er schließt mit den Worten: Jetzt können Sie machen, was Sie wollen. Und nun beginnt der Krieg.

Trübe Vorzeichen

Im Monat August habe ich den General von Moltke ein einziges Mal, und zwar am 27. August in Koblenz, gesehen. Unsere Unterhaltung drehte sich um rein menschliche Angelegenheiten. Das deutsche Heer war noch im vollen Siegeszuge. Es war auch keine Veranlassung, über das zu sprechen, was noch nicht da war. Die Marneschlacht entfaltete sich später. Ich hatte bis

dahin von Moltke nicht mehr gesehen. Sie ging unter Bedingungen vor sich, welche von Moltkes Erwartungen auf das tiefste erschüttern mußten. Während der Probemanöver hatte er mehrmals einen vorsichtigen Vormarsch auf dem rechten Flügel ausführen lassen, der bei einem Marsch auf Paris hätte in Betracht kommen können. Dreimal war Kluck, der den Oberbefehl über den rechten Flügel hatte, zu schnell vorgerückt. Jedesmal sagte Moltke zu ihm, wenn Sie im entscheidenden Augenblick ebenso schnell vorrücken, werden wir im Ernstfall den Krieg verlieren. Als der Armee von Kluck die Umfassung drohte, sah sich Moltke von einer schrecklichen Ahnung ergriffen. Es stieg ihm der Gedanke auf: der Krieg könnte für Deutschland verloren werden. Das scheint mir zur ‹Psychologie› des Kriegsverlaufes zu gehören. Als von Moltke am 13. September ins Hauptquartier zurückkehrte, machte er den Eindruck eines tief erschütterten Mannes. Die Umgebung des Kaisers hielt ihn für krank. Von diesem Augenblick an führte in Wirklichkeit Falkenhayn, ohne den offiziellen Titel zu haben, den Oberbefehl. Später, als Moltke das Bett hüten mußte, besuchte ihn Wilhelm II. Bin ich es noch, der die Operationen leitet? fragte er den Kaiser. Ich glaube in der Tat, daß Sie es noch sind, antwortete ihm Wilhelm II. So wußte während Wochen der Kaiser noch nicht einmal, wer der tatsächliche Oberbefehlshaber seiner Truppen sei.

Aber nun ein neues Beispiel von der Meinung, die man von Wilhelm II. in dessen eigener Umgebung hatte. Eines Tages, als von Moltke mir die Gefühle tiefen

Leides schilderte, die er nach der Einnahme von Antwerpen über Belgien zurückkehrend empfand, befragte ich ihn zum erstenmal über den Einmarsch in Belgien. Wie kommt es, so fragte ich, daß ein Kriegsminister im Reichstag behaupten konnte, daß der Plan eines Einfalles in Belgien nicht existiert habe. Dieser Minister, antwortete Moltke, kannte meinen Plan nicht, der Kanzler aber war auf dem Laufenden. Und der Kaiser? Niemals, sagte Moltke: Der war zu geschwätzig und indiskret. Er hätte es der ganzen Welt ausgeplaudert! »

Jules Sauerwein.

Nachträgliche Bemerkungen zum «Matin»-Interview

Es schien mir unmöglich, die während eines Besuches des mir befreundeten Dr. Jules Sauerwein gestellten Fragen nicht zu beantworten. Denn erstens halte ich den gegenwärtigen Zeitpunkt für einen solchen, in dem jeder sprechen muß, der von der Wahrheit des Krieges etwas weiß. Ich hätte unter den gegebenen Verhältnissen Schweigen für Pflichtverletzung halten müssen. Was ich gesagt habe, konnte ich ganz unabhängig von den Memoiren des Herrn von Moltke sagen. Ich habe das alles von Herrn von Moltke im November 1914 und später selbst - sogar oftmals - gehört und niemals eine Verpflichtung des Verschweigens auferlegt erhalten. Es war nur selbstverständlich, darüber nicht zu einer ungeeigneten Zeit zu sprechen.

Zweitens kommt noch etwas in Betracht. Ich habe Herrn von Moltke gekannt und durch Jahre hindurch das Vornehm-Lautere dieser Persönlichkeit schätzen gelernt, über deren Lippen gewiß niemals eine subjektive Unwahrheit gekommen ist. Im Juli 1914 war er in eine tragische Situation hineingestellt. Er kannte das Furchtbare, für das zu entscheiden war, und seine militärische Pflicht gebot ihm, allein zu entscheiden. Nun darf ich vielleicht dazu bemerken, daß mir bei einem andern kurz vorher erfolgten Besuch Dr. Jules Sauerwein erzählte, daß jetzt von gewissen Seiten Nachrichten verbreitet werden, von Moltke sei in Geistesverwir-

rung gestorben. Er fragte mich, was denn an diesen Dingen und ihrem Zusammenhang mit dem Kriege wahr sei. Ich fühlte mich auch gegenüber diesen empörenden unwahren Ausstreuungen verpflichtet, nicht zu schweigen. (Ich brauche wohl kaum zu sagen, daß Frau von Moltke nichts wußte von einer Unterredung mit Dr. Sauerwein.)

Es ist nun einmal meine Ansicht, daß die Erörterungen über die «Schuld» am Kriege in einer ganz falschen Bahn sich bewegen. Man kann so gar nicht von «Schuld» sprechen, wie man es tut. Tragik liegt vor. Und durch eine tragische Situation ist der Krieg entstanden. Das zeigt am besten, wie ich glauben muß, was ich durch Herrn von Moltke über die nächsten Kriegsveranstaltungen gehört habe. Auf das unsinnige Gerede von von Moltkes «mystischen» Neigungen fühle ich mich nicht veranlaßt einzugehen. Was er in bezug auf den Krieg getan hat, hielt er aus seiner militärischen Pflicht heraus für eine Notwendigkeit. Und ich meine, daß, was er gesagt hat, geeignet ist, die Diskussion über die «Schuld» am Kriege auf eine andere Grundlage zu stellen, als diejenige ist, auf der sie heute in der Welt steht.

Rudolf Steiner.

Über «Erwiderungen» auf den «Matin»- Artikel

Als ich die wenigen «nachträglichen Bemerkungen» in Nr. 15 dieser Wochenschrift zu Dr. Sauerweins Wiedergabe eines Gespräches zwischen ihm und mir schrieb, hatte ich noch keine der Äußerungen gelesen, die in der Presse über den «Matin»-Artikel erschienen sind. Ich setzte voraus, jeder unbefangene Leser dieses Artikels müsse erkennen, daß in dem, was ich über von Moltkes mündliche oder schriftliche Aussagen mitgeteilt habe, etwas liegt, dessen rechte weitere Erörterung dazu führen müsse, daß die Welt nicht mehr von einer «Schuld» Deutschlands sprechen könne, sondern von einem tragischen Verhängnis. Denn durch diese Mitteilungen wird klar:

1. Daß die Verhältnisse Ende Juli 1914 in Deutschland die Entscheidung über die zu treffenden Maßnahmen in die Hand eines Mannes, des Generalstabschefs von Moltke geführt haben. Dieser durfte im entscheidenden Augenblicke nichts anderes tun als seine militärische Pflicht. Damit entfällt alles Reden über deutsche Kriegshetzer. Denn gerade von Moltkes Schilderung beweist, daß selbst, wenn solche Kriegshetzer vorhanden gewesen wären, sie auf von Moltkes Entscheidung ganz ohne Einfluß gewesen wären. Moltkes Schilderung ist nicht die einer Partei, sondern diejenige des Mannes, der mit feinst ausgeprägtem Verantwortlichkeitsbewußtsein gehandelt hat. Sein Wort kommt

vor allen anderen in Betracht. Es ist nicht zur Belastung Deutschlands gesprochen.

2. Es geht aus der Wiedergabe von von Moltkes Aussagen hervor, daß dieser bis zu seinem Tode von einer Potsdamer Beratung (einem angeblichen Kronrat) am 5. oder 6. Juli nichts gewußt hat. Damit sind alle die Märchen, die an eine solche Beratung Entscheidendes geknüpft haben, widerlegt. Wie man sagen kann, ich tischte dieses Märchen weiter auf, ist mir unerfindlich.

3. Ich habe oft von von Moltke gehört, daß der Kriegsplan im wesentlichen von von Schlieffen herrühre. Wichtig erscheint, daß von Moltke betonte, er habe die Schlieffensche Absicht, mit dem rechten Flügel durch Südholland zu marschieren, fallen gelassen und lieber die großen technischen Schwierigkeiten auf sich genommen, die dadurch verursacht wurden, daß der rechte Flügel des deutschen Heeres sich durch den engen Raum zwischen Aachen und der Südgrenze der Provinz Limburg hindurchzwängen mußte. Daraus ist doch für jeden Unbefangenen klar ersichtlich, daß die deutsche Heeresleitung auf das allerernstlichste bemüht war, gegen Westen hin von dem, was dann als so schweres Unrecht angesehen worden ist, nicht um ein Häkchen mehr zu tun, als was sie nach der auf ihr lastenden Verantwortung tun mußte. Alles andere wäre Sache der politischen Leitung gewesen. Zum Beleg dieser Tatsache kann dienen, daß von Schlieffen mehr für notwendig gehalten hat. Daraus, daß vor mehr als

einem Jahrzehnt vor Kriegsausbruch die Absicht bestanden hat, durch Holland zu marschieren, kann doch wahrhaftig für die Ereignisse von 1914 nichts geschlossen werden. Deutschland damit belasten zu wollen, ist einfach lächerlich.

4. Wer von Moltke kannte, sollte wissen, daß von seinen Lippen in allen diesen Dingen keine Unwahrheit kommen konnte. Aber es ist für die Welt wichtig zu wissen, wie er sich in seine Umgebung in derjenigen Stunde hineingestellt fand, die er wie kein anderer als Deutschlands Schicksalsstunde ansah. Verschweigen, was zwischen ihm und seiner Umgebung sich abspielte, heißt der Welt das Wichtigste vorenthalten, was zur Beurteilung des Kriegsausbruches gewußt werden kann. Andere mögen, vielleicht um diesen oder jenen zu schonen, anders denken. Aber sie sollten demjenigen, der nun einmal nicht ihrer Meinung sein kann, nicht unlautere Absichten unterschieben.

Nun sind von den Presseäußerungen, die an den Artikel von Dr. Sauerwein angeknüpft worden sind, wohl diejenigen der «Deutschen Allgemeinen Zeitung» solche, die man am ehesten ernst nehmen kann.

Ich will gegenüber der Bemerkung des Generalmajors von Haefthen, daß durch meine Mitteilungen ersichtlich gemacht werden soll: «Alle jene Männer, in deren Händen das Schicksal Deutschlands damals gelegen habe, seien mehr oder weniger Schwächlinge

gewesen», nur dies sagen: Man braucht ja doch nur die vielen Memoiren zu lesen, die seit dem Kriegsende geschrieben worden sind, um zu ersehen, was sich «jene Männer» alles an die Köpfe werfen; und man wird dann doch bei unbefangenen Urteile kaum sagen: «Einer solchen Tendenz kann nicht ausdrücklich genug entgegengetreten werden.» Ich habe das Urteil von Moltkes wiedergegeben. Wer dafür Belege will, lese von Tirpitz' Memoiren. Was ich aber nicht gelten lassen kann, ist von Haefkens Satz: denn Schwäche und Leichtfertigkeit in solcher Lage sind vielleicht belastender und eine größere Schuld als bewußter Kriegswille.» Kann man denn so sprechen, wenn man in der wirklichen und nicht in einer Gespensterwelt lebt? Was Deutschland vorgeworfen wird, ist «bewußter Kriegswille». In ihm sieht man seine Schuld. Kann man von bewußtem Kriegswillen nicht mehr sprechen, sondern nur von «légèreté» und «ignorance inconcevables» (unbegreiflichem Leichtsinn und Ignoranz), dann ist die Möglichkeit gegeben, darauf hinzuwirken, daß die Ansichten über die «Schuld» revidiert werden. Es ist übrigens bezeichnend, daß von Haefkens nicht von dem spricht, was ich wirklich gesagt habe, sondern von «Schwäche und Leichtfertigkeit». Diese Worte habe ich in Deutschland oft gehört und gelesen; ich habe sie aber nicht gebraucht. Daß Leichtsinn und Ignoranz, also Eigenschaften, für die schließlich der nichts kann, der sie hat, eine «größere Schuld» begründen können als «bewußter Kriegswille», das wird erstens einem juristischen Denken schwer beizubringen sein, zweitens kann es, richtig angesehen, «in solcher Lage» wie die vom Juli 1914 wohl zum tragischen Verhängnis,

aber eben nicht zur Verurteilung wegen «bewußter» Schuld führen.

Was nun Herr von Haefen des weiteren über von Moltkes Verhältnis zu mir behauptet, das könnte er besser wissen. Er sagt: «Der Generaloberst von Moltke stand, solange er im Vollbesitz seiner Gesundheit war, Herrn Steiner und seinen Bestrebungen völlig ablehnend gegenüber, wenn auch die unter dem Bann der Steinerschen Ideen stehende Frau von Moltke des öfteren versucht hatte, ihren Gatten im Steinerschen Sinne zu beeinflussen. Erst der seelisch und körperlich kranke Generaloberst zeigte sich Steiners Ideen bei dessen Besuch im Schloß Homburg im November 1914 zugänglich, und nach seinem Rücktritt von der Stellung als Chef des Generalstabes des Feldheeres hat er Herrn Steiner sein Vertrauen geschenkt, ein Vertrauen, das dieser ihm heute schlecht dankt.» Diese Behauptungen über mein Verhältnis zu Herrn von Moltke sind sämtlich objektive Unwahrheiten. Wahr ist vielmehr das Folgende. Ich verkehrte seit 1904 im Hause des Herrn von Moltke. Ich wurde zu jedem einzelnen Besuch eingeladen. Die Einladung ging nicht etwa bloß von Frau von Moltke aus, sondern auch von Herrn von Moltke. Ich habe die allergrößte Verehrung für Herrn von Moltke. Aber ich habe mich nie aufgedrängt. Die oft viele Stunden lang dauernden Unterhaltungen umfaßten immer Weltanschauungsfragen. Herr von Moltke war eben aufgeklärt genug, zu ersehen, daß meine Weltanschauung aller nebulösen Mystik ganz ferne steht und auf sicheren Erkenntnisgrundlagen ruhen

will. Er wäre gar nicht leicht zu «beeinflussen» gewesen, auch wenn ich das versucht hätte. Er sah aber, daß ich auf «Beeinflussung» gar nicht ausgehe. Er sagte mir nicht einmal, sondern sehr oft: «Ihre Weltanschauung befriedigt den Verstand, weil bei ihr der Fall ist, was mir noch bei keiner anderen vorgekommen ist, alle Dinge tragen einander und fügen sich ohne Widerspruch ineinander.» Er hatte, weil sein Denken durchaus gesund war, auch gesunde Skepsis und kam über vieles nicht leicht hinweg. Immer wieder kamen ihm Zweifel. Aber auch den Zweifeln gegenüber machte er stets den oben angeführten Satz geltend. Er sagte mir auch: «Wenn die Leute mit der heute üblichen Bildung von Ihren Ansichten erfahren, dann werden Sie schöne Dinge zu erleben haben.»

Dieses Verhältnis bestand seit 1904 von Herrn von Moltke zu mir; und darin hat sich durch meinen, auch auf Einladung erfolgten Besuch in Homburg nicht das geringste geändert. Er hat mir vom Homburger Besuch bis zu seinem Tode nicht weniger und nicht mehr Glauben geschenkt als durch zehn Jahre vorher. - Ob ich, nach seiner Ansicht, auf die es mir allein wirklich in dieser Sache ankommt, sein Vertrauen ihm schlechter danke als jemand, der davon spricht, daß von Moltke sich mit mir nur unterhalten habe, weil er seelisch und körperlich krank war, und der doch auch dessen Vertrauen genossen hat, darüber will ich gar nicht streiten. Mir fällt nur auf, daß jemand, der «in der dienstlichen Umgebung» des Generalobersten von Moltke bei Kriegsausbruch und während seines Aufenthaltes in

Homburg war, von dem «Rücktritt von der Stellung als Chef des Generalstabes des Feldheeres» spricht, ohne zu fürchten, mit dieser Formulierung eine bedenkliche Phrase zu gebrauchen.

Daß durch den Sauerweinschen Artikel das Märchen vom Kronrat am 5. Juli widerlegt wird, habe ich oben schon gesagt. Wenn gesagt wird, ich hätte verschwiegen, daß Generaloberst von Moltke von dem Kronrate nichts wissen konnte, weil er niemals stattgefunden hat, so erscheint mir das als Wortklauberei, denn wenn Herr von Moltke von einer solchen Sache nichts gewußt hat, so kann auch nichts stattgefunden haben, was von einer Bedeutung gewesen wäre.

Daß heute Holland in einen neuen französischen Propagandafeldzug bezüglich der Schuldfrage von vernünftigen Leuten nicht hineingezogen werden kann, weil gesagt worden ist, Herr von Moltke wollte eben von einem Durchmarsch durch Holland absehen, das scheint mir, wie ich oben gesagt habe, durchaus klar. Herrn von Moltkes Worte beweisen eben, daß lange vor 1914 von einem solchen Durchmarsch abgesehen worden ist, trotzdem Herr von Schlieffen, den auch Herr von Moltke als große militärische Autorität angesehen hat, glaubte, ein solcher könnte notwendig sein. Ganz belanglos aber ist nicht, daß dieser Durchmarsch, von dem auch Herr von Haefen zugibt, daß von Schlieffen ihn in den «Kreis seiner Erwägungen» gezogen hat, nur unter der Voraussetzung hätte verwirklicht werden sollen, wenn «Holland im Falle eines Kriegsausbruches

freiwillig auf deutsche Seite treten würde». So sagt Herr von Haefen. Dies wird niemand bestreiten. Und wenn, wie es vom militärischen Standpunkte durchaus zugegeben werden muß, dies eine Entlastung für Deutschland ist, so darf auch behauptet werden, daß bei weiterer Prüfung dieser Angelegenheit die Erwähnung der von Schlieffenschen Absichten bezüglich Hollands auch den Durchmarsch durch Belgien in einem anderen Lichte erscheinen lassen müßte, als in dem, in welchem man ihn bisher allein gesehen hat. Denn diese Voraussetzung trifft auch innerhalb gewisser Grenzen für Belgien zu. Herr von Moltke rechnete damit, daß Belgien zwar sich nicht auf deutsche Seite stellen werde, aber doch sich soweit freundlich zeigen werde, daß es dem Durchmarsch keinen Waffenwiderstand entgegensetzen werde. Es ist deshalb gar nicht so unbedingt sicher, daß Deutschland auf alle Fälle durch Belgien marschiert wäre, wenn die Dinge in den entscheidenden Tagen sich nicht einfach überstürzt hätten. Wie über diese Dinge politisch zu urteilen ist, das habe ich hier nicht zu erörtern, trotzdem ich weiß, daß die belgische Neutralitätsgarantie eine ganz besondere war; denn ich habe nicht darüber mit Dr. Sauerwein gesprochen, sondern nur über die Auffassung Herrn von Moltkes.

Die von Herrn von Haefen erwähnten Datenverschiebungen, die sich in dem Sauerweinschen Artikel finden, sind in Nr. 15 dieser Wochenschrift richtiggestellt. Was von Haefen an Einzelheiten zu dem im «Matin»-Artikel Gesagten hinzufügt, widerspricht im wesentlichen nicht dem dort Gesagten; ergänzt es sogar und bestätigt es in wesentlichen Punkten. Herr

von Haefthen sagt: «Die Behauptung des Herrn Steiner, daß Generaloberst von Moltke sich geweigert habe, einen ihm durch einen Flügeladjutanten überbrachten diesbezüglichen Befehl des Kaisers gegenzuzeichnen und den Offizier zurückgeschickt habe, ist freie Erfindung. Der Generaloberst von Moltke hat lediglich einem entsprechenden Befehlsentwurf des Chefs der Operationsabteilung (Oberstleutnant Tappen) die Unterschrift verweigert.» Zu korrigieren ist da doch nichts anderes als der «Flügeladjutant», denn auch ich habe nicht behauptet, daß der «Befehlsentwurf» vom Kaiser eigenhändig geschrieben war. Und daß über Flügeladjutanten ein Offizier besser Bescheid weiß als Sauerwein, das gebe ich gerne zu. Von Moltkes eigene Worte darüber sind: «Wie mir die Depesche an die 16. Division vorgelegt wurde, die den telephonisch gegebenen Befehl wiederholte, stieß ich die Feder auf den Tisch und erklärte, ich unterschreibe sie nicht.» Herr von Haefthen betont: «Der General von Moltke war trotz mancher gegensätzlicher Auffassungen, namentlich während der letzten Lebensjahre, ein seinem Kaiser in unwandelbarer Treue ergebener Soldat.» Dem ist vollinhaltlich beizustimmen. Man kann sogar noch mehr sagen. Von Moltke war einer der allerbesten Diener seines Kaisers. Und als Mann, der sich stets seiner Verantwortung voll bewußt war, hielt er sich nie davor zurück, dem Kaiser diejenigen Ratschläge zu geben, die er als die für diesen am besten geeigneten hielt, auch wenn sie den Meinungen des Kaisers zuwiderliefen. Aber das ist es gerade, was von Moltkes Aussprüche, die vollkommen richtig wiedergegeben sind, so wertvoll macht. Es hat sie nicht ein Gegner des Kaisers

gemacht, sondern es hat sie sich einer der treuesten Diener aus der Sache heraus abgerungen. Wer da glaubt, daß von Moltke aus Groll oder Verbitterung gesprochen hat, der verkennt doch den Generalobersten. Ihn hat niedergeworfen alles, was er von Ende Juli 1914 an erlebt hat; nie aber war er in einem Zustand, der als seelische Erkrankung in dem Sinne bezeichnet werden darf, wie es jetzt diejenigen tun, die glauben, seine Aussprüche mit seiner Seelenverfassung entschuldigen zu müssen.

Was er gesagt hat, ist meiner festen Überzeugung nach geeignet, alle bisherige Diskussion über die «Schuldfrage» auf eine Grundlage zu stellen, auf der sie ja nicht die gegenwärtigen Machthaber der Siegerstaaten haben wollen, aber für die in aller Welt immer mehr vernünftige Menschen werden zugänglich sein. Ich kann gar nicht verstehen, warum für eine solche Erwägung Herr von Haefen, den ich als vernünftigen Mann kennengelernt habe, heute nicht zugänglich ist. Man sollte doch erkennen, daß das deutsche Volk gerade dann am meisten wird «auszubaden» haben, wenn solche Dinge zu sagen, wie sie von Moltkes Auffassung entspringen, immer wieder als Vergehen hingestellt wird. Das deutsche Volk hat nicht nötig, mit der Wahrheit zurückzuhalten. Geschadet haben ihm bisher am meisten diejenigen, die glaubten, das tun zu müssen. Die Wahrheit wird das deutsche Volk nicht belasten, sondern entlasten. Das hätte man einsehen sollen in den Tagen, die dem Versailler Frieden vorangingen. Das sollte man heute wieder einsehen. Dieje-

nigen, welche die deutschen Politiker von 1914 verteidigen wollen, sollten doch erinnert werden, was von Tirpitz in seinen «Erinnerungen» schreibt. Zum Beispiel Seite 242: «Der Eindruck von der Kopflosigkeit unserer politischen Leitung wurde immer beunruhigender. Der Durchmarsch durch Belgien schien ihr vorher nicht (er meint in der Nacht vom 1. zum 2. August) eine feststehende Tatsache gewesen zu sein. Seit der russischen Mobilmachung machte der Kanzler den Eindruck eines Ertrinkenden... . Während sich die Juristen des Auswärtigen Amtes in die Doktorfrage vertieften, ob wir nun schon mit Rußland im Kriege stünden oder noch nicht, stellte sich nebenbei heraus, daß man vergessen hatte, Österreich zu fragen, ob es mit uns gegen Rußland kämpfen wollte.» Seite 245 sagt derselbe von Tirpitz: «Nach dem Weggang des Kanzlers aus der Sitzung beklagte sich Moltke beim Kaiser über den «deplorablen» Zustand der politischen Leitung, die keinerlei Vorbereitungen für die Lage besäße und jetzt, da die Lawine im Rollen wäre, immer noch an nichts als juristische Noten dächte.» Und Männern, über die einer (von Tirpitz), der mit ihnen gearbeitet hat, so sprechen muß, soll das deutsche Volk nicht Kritik, sondern «Dank» entgegenbringen. Es soll sich genügen lassen mit der Meinung, daß sie «durchaus logisch und pflichtgemäß gedacht und gehandelt haben». Seite 248 sagt von Tirpitz: «Die moralische Schuldlosigkeit unserer damaligen Regierung kann aber nur klargelegt werden durch eine offene Darstellung ihrer diplomatischen Unzulänglichkeit.....

Von Moltkes Ansichten und Aussagen liegen durchaus in der Richtung, in der diese Dinge klargelegt werden müssen. Bringt man sie zur richtigen Erörterung, so können sie ihre Wirkung nicht verfehlen. Werden sie aber so erörtert, wie das bisher geschehen ist, so geschieht natürlich gerade dadurch etwas, was das deutsche «Volk wird ausbaden müssen», wie es leider wahrhaftig schon genug «ausbaden» muß.

Ob man ein Recht hat, von «politischen Dilettanten» so zu sprechen, wie es Herr von Haefen tut, mit dem Hintergrund, der unter anderem auch mit von Tirpitz' Worten Seite 248 gegeben ist, muß doch ernstlich in Frage gestellt werden. Da steht, daß die Politiker von 1914 «gefehlt haben» ... «durch Mangel an geradem und klarem Denken.»

Über persönliche Verunglimpfungen, wie sie liegen in Sätzen von meiner «Sucht, eine politische Rolle zu spielen», möchte ich vorläufig lieber schweigen. Von Herrn von Haefen, den ich einmal als einen vornehm denkenden Mann kennengelernt habe, hätte ich das Urteil nicht erwartet. Es scheint, als ob man Vorurteile nicht bloß von vorneherein haben kann, sondern als ob, auch wenn man sie einmal nicht gehabt hat, man sie sich hinterher auch erwerben kann.

Was ich gesagt habe, habe ich geglaubt nicht verschweigen zu dürfen, weil ich leider sehe, daß Persönlichkeiten, die ja gewiß die subjektive Meinung haben

können, nicht die «Geschäfte der Feinde» zu besorgen, dies gerade dadurch tun, daß sie der Wahrheit durchaus nicht freie Bahn geben wollen. Ich muß es, nach meiner Auffassung, auch heute wieder erkennen, wie in dieser Richtung von manchen Seiten gesündigt wird.

Gegen Einwände, die über das «Martin»- Interview gemacht werden

Auf die durchaus sachlich gehaltenen Einwände des Herrn Major Muff («Stuttgarter Neues Tagblatt», 1. November 1921) gegen Absicht und Inhalt des «Martin»-Interviews scheint es Pflicht, zu antworten. Vor-erst möchte ich aber meine Befriedigung über diese Sachlichkeit zum Ausdruck bringen; denn wenn man von so vielen Seiten fortdauernd nur persönliche Verunglimpfungen erfährt, ist man froh, es einmal mit vornehmem Ton in der Polemik zu tun zu haben.

Zunächst spricht Major Muff davon, daß ich zu Dr. Sauerweins Interview in nachträglichen Bemerkungen hinzugefügt habe: «Man könne überhaupt gar nicht so von einer Schuld sprechen, wie man es tue. Tragik liege vor. Und durch eine tragische Situation sei der Krieg entstanden.» Wenn man einige Sätze in meinen «nachträglichen Bemerkungen» weiter liest, so wird man auf die folgenden Worte stoßen: «Und ich meine, daß, was er (Moltke) gesagt hat, geeignet ist, die Diskussion über die «Schuld» am Kriege auf eine andere Grundlage zu stellen, als diejenige ist, auf der sie heu-

te in der Welt steht.» Major Muff sagt: «Als Deutsche haben wir allen Grund, uns gegen eine solche Verschiebung der Diskussionsebene zu verwahren.» Das erscheint mir, aufrichtig gesagt, etwas weltfremd. Der ganze Zusammenhang meiner Worte besagt doch, daß die Diskussion «in der Welt», das heißt, unter den heutigen Verhältnissen im wesentlichen bei Deutschlands Gegnern auf eine andere Grundlage gestellt werden solle, als die ist, auf der sie steht. Auf welcher Grundlage steht sie da? Auf keiner andern, als daß Deutschland den Krieg bewußt herbei geführt habe. Daß Lloyd George zuweilen so, zuweilen ein bißchen anders spricht, kann doch wahrhaftig nicht zu dem Glauben verführen, daß «die Wahrheit über die Schuld am Kriege» ... «bereits auf dem Marsche ist». Wenn man ohne Weltfremdheit heute die Diskussion über die Kriegsschuld betrachtet, dann könnte man zufrieden sein, wenn die Diskussion von den vernünftigen Leuten außerhalb Deutschlands auf die Grundlage gestellt würde: es liegt nicht «Schuld» von deutscher Seite vor, wie man bisher gedacht hat, sondern am Ausgangspunkte steht eine tragische Situation *in Deutschland*. Ich glaube, es liegt wirklich nicht im deutschen Interesse, eine solche Verschiebung der Diskussionsgrundlage abzulehnen. Insbesondere dann nicht, wenn man *das Wesentliche* dieser tragischen Situation zugibt, wie es doch auch Herr Major Muff tut. Er spricht gegenüber dem Urteil Moltkes bei Ausbruch des Krieges von der «gelinde ausgedrückt, politischen Harmlosigkeit» der leitenden deutschen Politiker. Nun, gegenüber der Größe der Sache, ist es ja vielleicht nicht durchaus nötig, sich «gelinde» auszudrücken. Tut man dies

nicht, so wird man auch den Major Muffschen Satz als einen Beweis dafür ansehen müssen, daß die deutschen Politiker 1914 gänzlich versagt haben. Darinnen aber liegt eben die tragische Situation.

Das ist überhaupt das Eigentümliche in der Polemik, die sich an das «Matin»-Interview knüpft: Man sagt, was dieses Interview enthält, sei verfehlt; und man gibt dann an, was man selbst zu sagen hat: und in allem Sachlichen gibt man nur *Bestätigungen* dessen, was in dem Interview steht.

Major Muff glaubt, daß durch den «Matin»-Artikel der «Normaldenkende» nun doch die «Schuld» Deutschland zuschieben werde, weil gesagt ist, daß im deutschen Mobilmachungsplan der Krieg nicht nur gegen Rußland, sondern auch gegen Frankreich vorgesehen war, und dieser Plan mit einem «unerbittlichen Automatismus abrollen» mußte. Major Muff führt, um diesen Glauben zu stützen, einen Satz des Interviews an, dem er aus Eigenem einen Zwischensatz einfügt: «So kam es, daß aus rein militärischen Rücksichten - gemeint ist der unbiegsame Aufmarschplan des deutschen Generalstabes - die Entscheidung über den Kriegsausbruch fallen mußte.» Dieses Zitat wird falsch, indem Major Muff die Worte hineinsetzt: «gemeint ist der unbiegsame Aufmarschplan des deutschen Generalstabes». *Diese Worte stehen nicht im Interview.* Was gemeint ist, besagen die Worte, die in dem Interview den angeführten vorangehen. Und diese heißen: «mit dem Mobilisierungsbefehl in der Hand, den Wil-

helm II. soeben unterzeichnet hat, wird er (Moltke) entlassen, die andern in einem Zustande völliger Verwirrung zurücklassend.» Nachdem so darauf hingewiesen war, daß die leitenden politischen Persönlichkeiten in «völliger Verwirrung» waren, wird das von Major Muff Angeführte gesagt: «So kam es, daß aus rein militärischen Rücksichten die Entscheidung über den Kriegsausbruch fallen mußte.» Major Muff konstruiert nun eine Entscheidung, die nach klaren Aussprüchen Moltkes, nach dessen Aufzeichnungen (und auch nach den Ausführungen von Haefkens in der «Deutschen Allgemeinen Zeitung») gar nicht anders als militärisch aufgefaßt werden kann, in eine durch Moltke bewirkte politische um. Er sagt, Moltke habe die feste Überzeugung gehabt, «daß Rußland angreifen und daß Frankreich und England auf seine Seite treten würden. Damit war für ihn der Fall des Zweifrontenkrieges, und zwar nicht aus militärischen, sondern aus politischen Gründen gegeben». Moltke sagte zum Kaiser, als dieser seinen Willen aus politischen Gründen ausdrückte, mit der ganzen Armee nach Osten zu marschieren, daß der Aufmarsch eines Millionenheeres sich nicht improvisieren lasse, daß dieser das Ergebnis einer langen, mühsamen Arbeit sei, und, einmal festgesetzt, nicht geändert werden könne. Wenn der Kaiser das gesamte Heer nach dem Osten führen wolle, so würde er nicht ein schlagfertiges Heer, sondern einen wüsten Haufen ungeordneter bewaffneter Menschen ohne Verpflegung haben. Was kann klarer sein, als daß hier militärische Gründe gegen politische ins Feld geführt werden. Eigentlich sieht sich Major Muff auch genötigt, dieses zuzugeben. Deshalb sagt er, Moltkes Gründe waren

politische; aber er gab militärische an. Und er konstruiert seinen Gedankengang so: «Wenn Moltke sich weigerte, auf den Zweifrontenaufmarsch, der auf den Schlieffenschen Operationsstudien aufgebaut war, zu verzichten, so geschah dies ... nicht deshalb, weil man nicht technisch in der Lage gewesen wäre, einen andern Aufmarsch auszuführen, sondern weil er fest überzeugt war, daß Frankreich und England sofort auf Rußlands Seite treten würden... . Mit politischen Gründen kam er, der Soldat, gegen die berufenen Leiter der deutschen Außenpolitik nicht auf. Mit allen Mitteln mußte er einen Entschluß verhindern, der ihn als Leiter der militärischen Operationen vor eine unlösbare und für Deutschland verhängnisvolle Aufgabe stellte. Natürlicherweise griff er zu einem Mittel, von dem allein er sich noch Erfolg versprechen konnte. Er erklärte sich aus technischen Gründen nicht in der Lage, den vom Kaiser und seinen politischen Ratgebern geforderten Aufmarsch allein gegen Rußland durchzuführen. Daß in Wahrheit aber allein politische Gründe für seine Weigerung maßgebend waren, geht aus Moltkes Aufzeichnungen klar hervor.» Das Gegenteil ist der Fall. Wenn etwas aus Moltkes Aufzeichnungen klar hervorgeht, so ist es dies, daß er aus militärisch-technischen Gründen - Major Muff sagt: «*als Leiter der militärischen Operationen*» - in der Stunde, in welcher die entsprechenden Entscheidungen getroffen werden mußten, die strikte Durchführung des Zweifrontenkrieges für absolut notwendig hielt. Ich kann mir bei Moltkes Charakter durchaus nicht denken, daß er sich hinter die doch ganz bestimmt ausgesprochenen Gründe einfach verschanzt hätte. Streitet man dann nicht um Worte, ver-

richtet man darauf, das bestimmt als militärisch-technisch Charakterisierte als politisch zu bezeichnen, so kann man Major Muffs Ausführungen mit denen des Interviews *unbefangen* vergleichen. Und siehe da: im Interview steht: «Er (Moltke) sah die tragische Entwicklung deutlich voraus, welche die Dinge annehmen mußten, das heißt, er glaubte an die Teilnahme Frankreichs und Englands an dem Weltkonflikt.» Es wird der Entscheidung Moltkes genau das gleiche untergelegt, das ihr auch Major Muff zuschiebt. Und auch dieser hält von den berufenen Leitern der Politik nichts. Damit aber gibt er zu, daß die Entscheidung in von Moltkes Händen lag. Und dieser *mußte* seine militärische Pflicht tun. - Wie man dann noch glauben kann, das Interview verführe zu der Behauptung, daß der deutsche Generalstab die tragische Situation heraufbeschworen habe, ist unerfindlich. Vom Anfang bis zum Ende will das Interview zeigen, daß die tragische Situation in dem Unvermögen der Politiker lag und daß der deutsche Generalstabschef so handelte, wie er pflichtgemäß handeln *mußte*. Für Dr. Sauerwein lag kein Grund vor, sich «ins Fäustchen» zu lachen. Der könnte sich nur ergeben, wenn man fortführe, in Deutschland zu sagen, man «verwahre» sich gegen die «Verschiebung der Diskussionsebene» nach der Richtung hin, daß man von einer «deutschen Schuld» in dem Sinne nicht sprechen könne, in dem man bisher in der außerdeutschen Welt davon gesprochen hat.

Will man bei dem geraden, nicht verklausulierten Tatbestand, wie ihn von Moltke schilderte, bleiben, so

kommt es nicht darauf an, die Doktorfrage zu diskutieren, ob die Behauptung, in Deutschland wäre der Mobilmachungsbefehl der Kriegserklärung gleichgekommen, militärtechnisch unsinnig sei. Es handelt sich doch nicht um militärtechnische Definitionen, sondern um die Wirklichkeit von Ende Juli und Anfang August 1914. Und von dieser Wirklichkeit sagt Major Muff selbst, daß das militärtechnisch «Unsinnige» politisch insofern *richtig* war, «als wir in dem Bestreben, den Krieg zu lokalisieren, im Gegensatz zu unsern Gegnern jede militärische Maßnahme bis zum äußersten Termin verschoben und ihnen dadurch einen wertvollen Vorsprung gelassen hatten, so daß dann allerdings Mobilmachungsbefehl und Kriegsbeginn zeitlich zusammenfielen». Man sollte doch denken, für Vorgänge, die sich in der Zeit abspielen, komme dieses zeitliche Zusammenfallen in Betracht, nicht der Umstand, daß Mobilmachungsbefehl und Kriegsbeginn theoretisch verschiedene Definitionen haben. Major Muff sagt: «Planmäßig sollte sich allerdings der Aufmarsch unmittelbar an die Mobilmachung anschließen, um keine Zeit zu verlieren. Aber es hätte nach Art und Weise der Vorbereitungen der einfache Zusatz zum Mobilmachungsbefehl: Aufmarsch wird zunächst nicht ausgeführt, genügt, um lediglich die Mobilmachung zum Abschluß zu bringen.» Sicherlich würde, nach allem, was man aus Moltkes Aussprüchen wissen kann, dieser, nach Erlassung des Mobilmachungsbefehles, diesen Zusatz nicht gemacht haben. Denn er war der Ansicht, daß jede Verzögerung schaden müsse. Also ist auch diese Behauptung zwar theoretisch richtig, praktisch aber ohne alle Bedeutung.

Major Muff legt großen Wert darauf, daß auch ein Plan für einen alleinigen Aufmarsch im Osten vorhanden war. Man muß demgegenüber zwei Fragen stellen. Erstens, warum rechnete von Moltke im Augenblicke der Entscheidung nicht mit diesem Plan? Major Muff wird sagen, weil er die Meinung der Politiker für Unsinn hielt, daß der Westen neutral bleiben werde. Dann konnte er aber doch nicht zum Kaiser sagen: man habe, wenn man im Osten aufmarschierte, kein schlagkräftiges Heer, sondern einen wüsten Haufen bewaffneter, unverpfligter Menschen. Und zweitens: wenn er dieses sagte - und er hat es gesagt -, warum wurde ihm nicht erwidert: Wir haben doch auch den Aufmarschplan allein für den Osten? Es braucht durchaus nicht bezweifelt zu werden, daß Major Muff mit Recht von einem solchen Aufmarschplan auf dem Papiere spricht; aber Moltke hat ihn offenbar aus militärtechnischen Gründen in dem Zeitpunkte nicht für durchführbar gehalten, in dem die Entscheidung von ihm getroffen werden mußte.

Major Muff sagt auch: «Steiner will zweifellos seinen Schild über das Andenken Moltkes halten. In Wahrheit schiebt er ihm aber eine ungeheure Verantwortung zu, wenn er behauptet, daß durch des Generalstabschefs starren Aufmarschplan die Entscheidung über den Kriegsausbruch *fiel*.» Erstens habe ich, von mir aus, überhaupt nichts «behauptet», sondern einfach Moltkes eigene Aussagen getreulich wiedergegeben. Zweitens ist aus dieser Wiedergabe klar ersicht-

lich, daß die letzte Entscheidung nach dem Wortlaut des Interviews so fiel: «Um 11 Uhr wird er (Moltke) angeläutet... Er begibt sich sofort auf das Schloß. Wilhelm II.... sagt: Alles hat sich geändert. Der König von England hat soeben in einem neuen Telegramm erklärt, daß er mißverstanden worden sei und daß er weder in seinem Namen noch in demjenigen Frankreichs irgendeine Verpflichtung übernehme. Er schließt mit den Worten: Jetzt können Sie machen, was Sie wollen.»

Was auf den Durchzug durch Holland sich bezieht, habe ich bereits in Nr.17 dieser Wochenschrift besprochen. Bezüglich der Marneschlacht beruhen die Sätze des Interviews auf Mitteilungen von Moltkes; was Major Muff sagt, zum größten Teile auf Schlußfolgerungen, die aber das Wesentliche des Interviews gar nicht berühren. Denn dieses liegt in der Betonung der «Psychologie» des Kriegsverlaufes zur Zeit der Marneschlacht. Ich habe davon gesprochen, weil, wie auch Major Muff wieder tut, behauptet wird, «der Generalstabschef, dessen Führung überhaupt die sichere Hand vermissen ließ, mehr Schuld trug, als der Führer der 1. Armee» . Dieser Behauptung gegenüber kommt eben psychologisch Moltkes Aussage in Betracht. - Stellte man sich dem «Matin»-Interview unbefangen gegenüber, so würde man sehen, was man aus Moltkes Aussagen zur Entlastung Deutschlands gewinnen könne. In Frankreich lacht man sich auch darüber gar nicht «ins Fäustchen», sondern man sucht sie vorläufig, soviel als möglich, wenig zu besprechen. Denn die richtige Be-

sprechung führt eben zu Dingen, die man *noch* nicht gerne hören will. In Deutschland sollte man diese Besprechung anders führen, als man es tut. Darüber wird in dieser Wochenschrift noch weiteres zu sagen sein.